Ph. Sr. 641.

Jc. 571 3

Philos. Ethica popul. 2194.

R

Der
Winter

von

C. C. L. Hirschfeld.

Leipzig,
bey Christian Gottlob Hilscher, 1769.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

An den

Herrn Licentiat Wittenberg

in

Hamburg.

Vortreflicher Freund,

Ich übergebe Ihnen diese Samlung von Betrachtungen, womit ich mich während des verflossenen Winters in müßigen Stunden beschäftiget habe, und denen ich,

 viel=

vielleicht zu kühn, das Verdienst zutrauete, auch andern einige Unterhaltung in der Jahreszeit, von der sie handeln, anbieten zu dürfen. Wie lebhaft wünsche ich nicht, liebster Freund, hier zugleich ein Bekentniß ablegen zu können, wie sehr ich Ihren feinen Geschmack, Ihre ausgebreitete Kentniß der Litteratur, Ihre Gelehrsamkeit, und Ihr edles Herz verehre, und es, nicht der Welt, sondern nur der kleinen Zahl meiner Leser, zu sagen, wie rühmlich ich Ihre Freundschaft, und wie glücklich ich mich schätze, sie zu besitzen? Allein die wahre Verehrung hat Gegenden, worin sie sich weit edler, als in einer Zueignungsschrift zeigt, und Empfindungen, wie die sind, die ich so lange schon gegen Sie hege, lassen sich nicht auf ein vergängliches Blat einschränken.

Aber,

Aber, Freund, Sie sind ein Kunstrichter. Darf ich Ihnen auch wohl einige Blätter widmen, ohne zu befürchten, daß manche müßige Köpfe gleich mit einer Auslegung fertig sein werden? Doch es sei. Solte uns das Geschwäz der Thoren in unsrer Freundschaft stören, und mich hindern, es öffentlich zu sagen, daß ich Sie verehre, und daß ich das Glück habe, mit Ihnen in einer zärtlichen Verbindung zu stehen? Gewiß der Tadel, der die Freundschaft zwischen Schriftstellern und Kunstrichtern trift, scheint sehr seltsam, und der Eigensin, der sie ganz aufgehoben wissen wil, eine kleine Tyrannei zu sein. Was geht uns näher an, als das Urtheil über die Arbeiten unsers Geistes, ein Urtheil, das, wenn es unpartheiisch ist, unsern Werth, und unsern Ruhm

in der Klasse der Schriftsteller bestimt? Was lockt mehr zur Freundschaft und Gegenliebe, als ein reiner, auf die richtig beurtheilte Schrift selbst gegründeter Beifal, aus keinen niedrigen Absichten verweigert, und mit einer gerechten Hand nach dem Maaße der geäußerten Talente des Schriftstellers abgewogen, und ausgetheilt? Und sollen wir den Kritikus mit einem eigennützigen Auge nur als unsern eigenen Beurtheiler ansehen? Ihn nicht auch, wenn er es ist, als den Mann vol Geschmack, Einsicht und Scharfsin, und als den Freund der Wahrheit und den Richter des Verdienstes verehren, der oft, indem er ein Buch beurtheilt, der Litteratur einen wichtigern Dienst thut, als der Schriftsteller, da er es schrieb? Indessen, was kan uns hindern, in dem Kunstrichter

auch

auch den Freund zu lieben, mit dem wir durch edle Bande vereiniget sind? Und ist es nicht eine billige Dankbarkeit, den Mann zu schätzen, der uns mit sanften Händen auf der Bahn des Ruhms fortleitet, uns bald Muth, bald Vorsicht zuwinkt, und dem wir es oft mehr, als uns selbst, zu danken haben, daß wir in unsrer Sphäre für unsre Zeitgenossen nützlich werden? Keine Verbindung knüpft sich leichter, und ist anständiger, als die, die zwischen Schriftstellern und Kunstrichtern herscht.

Ihnen, liebster **Wittenberg**, sind meine jugendlichen Versuche einen Theil der Aufnahme schuldig, welcher man sie bisher gewürdiget hat. Ich weiß, daß Sie mich mehr in dem Character eines Freundes, als eines Kunstrichters beur-

theilt; ich weiß, daß andere Männer eben diese Nachsicht gegen mich gehabt haben. Was darf ich anders thun, als ein Lob, das erst verdient werden sol, nicht als einen billigen Tribut, sondern als eine gütige Aufmunterung annehmen, und mir eine Nachsicht erhalten, die vielleicht keiner weniger als ich entbehren kan? Mich wird die Kritik, auch wenn sie ihre strengen Rechte ausübt, immer als ihren Freund finden; jede freimüthige Erinnerung ist mir angenehm, und macht mich aufmerksam genug, sie zu prüfen, zu vergleichen, darnach zu bessern, oder, wenn ich vielleicht an ihrer Richtigkeit zweifeln solte, so ist es mir genug, sie gelesen zu haben. Ohne den Vorwurf einer stolzen Demuth zu befürchten, darf ich sagen, daß, wie ich oft der erste gewesen bin, der mich geta-

delt

delt hat, ich auch der letzte sein werde, der mit mir zufrieden sein wird, und daß ich mich bisher habe begnügen müssen, meine Kräfte blos bei kleinen Versuchen in einiger Würksamkeit, und in einer gewissen Vorübung zu bessern Arbeiten zu erhalten, die nicht ohne eine glückliche Ruhe ausgeführet werden.

Verzeihen Sie, **werthester Freund**, wenn ich Ihnen zu weitläuftig geworden bin. Lange genug habe ich das Vergnügen, Sie zu sehen, entbehrt. Bald hoffe ich Sie zu umarmen, und in Ihrer Umarmung dem Himmel zu danken, daß wir leben, und daß wir Freunde sind. Dann wollen wir in mancher glücklichen Stunde den Kunstrichter, den Schriftsteller, und den Winter vergessen, und nichts als die Freundschaft und den Frühling empfinden.

den. Wie gefält Ihnen dieser Vorschlag? Ich weiß, Sie nehmen ihn an, und Sie lieben mich eben so aufrichtig, als ich bin

Der Ihrige

Leipzig, den 4ten März 1769.

Hirschfeld.

Inhalt.

Inhalt.

I. Veränderungen in der Natur bei dem Eintrit des Winters; Empfindungen, die aus diesem Anblick entstehen, und eine Zurücksicht in den verflossenen Sommer; auch dem Winter fehlt es nicht an Vorwürfen nützlicher und angenehmer Betrachtungen, und ein Weiser ist verbunden, sie aufzusuchen.

II. Fernere Aussichten in die Zerstörungen, womit der Winter seine Herschaft fortsetzt; die Hinfälligkeit in den Scenen des menschlichen Lebens; rauhe Winterregen und Stürme; ihr Nutzen in Beziehung auf den Menschen; moralische Anmerkungen; Veränderlichkeit und Unbeständigkeit der Witterung; der Untergang der Sonne bei trübem Wetter.

III. Man muß die Lufterscheinungen in dieser Jahreszeit nicht blos betrachten, wie wir sie durch die Sinnen wahrnehmen, sondern nach ihrer Natur, nach ihren Absichten und Beziehungen auf das Ganze; Vortheile der nassen Witterung, der Regen, und der Nebel, und die Oeconomie der Natur bei denselben.

IV. Ihre Vorsorge für die Thiere in dieser Jahreszeit; der Winterschlaf der Vögel; eine sitliche Anwendung auf das Betragen mancher Menschen;

die

die Wanderungen der Zugvögel; Betrachtungen über die Vorsehung.

V. Anfang der Kälte; nächtlicher Reif; Frost, seine almähliche Zunahme, und die Veränderungen, die er hervorbringt; einfallendes Regenwetter; Zurückkehr einer mächtigern Kälte; Sorgfalt der Natur für ihre Geschöpfe in den kalten Tagen; Einfluß der Kälte auf die Gesundheit, und Einladung zu Spatziergängen; Vortheile unsers Klima; eine Anmerkung für das schöne Geschlecht.

VI. Einfallender Schnee; seine Bildung; die weisse Einhüllung der Landschaft, und ihre Verschönerung; sein Nutzen; angenehme Schauspiele, die der Schnee bildet; gesellschaftliche Schlittenfahrt, eine schöne Winterergötzung.

VII. Betrachtungen über die Jagd; Raserei der Zwangjagd; Vorstellungen zum Mitleiden gegen die Thiere; Einfluß der Jagdsucht in die Verwilderung der Sitten und des Herzens; einige nöthige Anmerkungen.

VIII. Die Geselligkeit ist dem Menschen mehr im Winter eigen, und ein Antrieb zu den Ergötzungen in dieser Jahreszeit; kleine freundschaftliche Zusammenkünfte; Schilderung eines zum angenehmen Umgang gebildeten Frauenzimmers.

IX. Große

IX. Große Versamlungen; ihre Vortheile; ihre vorsichtige Besuchung; Schilderung einer vermischten Geselschaft; Anmerkungen über die Sitlichkeit des Spiels; einige bekante Charaktere spielender Personen.

X. Die Concerte; Lob einer berühmten Sängerin; die Reitzungen und Vortheile der Musik, besonders in dieser Jahreszeit.

XI. Die Bälle; feierliche Zubereitung des schönen Geschlechts zu denselben; Schilderung des Tanzes, beschlossen mit einigen moralischen Betrachtungen.

XII. Die Schauspiele; Beurtheilung ihres verschiedenen Nutzens.

XIII. Uebergang von den Winterbelustigungen zu solchen Menschen, die in dieser Jahreszeit leiden; Beschreibung ihres Elendes, und Empfehlung des Mitleidens.

XIV. Vergnügungen des Landmans im Winter; seine Beschäftigungen; Lob der Arbeitsamkeit; Vorstellungen wegen Minderung seines Mangels und seiner Beschwerlichkeiten.

XV. Ein Gedicht auf den Winter.

XVI. Fernere Aussicht in die natürlichen Auftritte in dieser Jahreszeit; Schilderung eines melancholischen Einsiedlers; seine Klagen über die

Welt;

Welt; moralische Betrachtungen über die Zufälle des menschlichen Lebens, über das Betragen des Menschen, und über die Gründe der Zufriedenheit.

XVII. Die Vorsehung regiert über die Menschen in allen Gegenden; unser Winter verglichen mit dem Winter in den kalten Erdgürteln; Beschreibung der nördlichen Länder, und der wilden Jahreszeit, worin der Lappe lebt; die Vorsorge der Natur für ihn und seine Vergnügsamkeit.

XVIII. Schilderung eines schönen Winterabends; Betrachtung über den hellen gestirnten Himmel.

XIX Vortheile des Studierens im Winter; Einladung zu den Wissenschaften in der Einsamkeit und in den öden Tagen dieser Jahreszeit; Aufmunterung an das schöne Geschlecht zur nützlichen Lectüre.

XX. Langsame Abnahme des Winters; Aufthauen; Veränderungen, die die Zeit in den Auftritten der Natur hervorbringt; Anwendung auf das menschliche Leben, und Trostgründe für Unglückliche; kluge Vorsorge für das hohe Alter.

XXI. Zurückkunft des Frühlings; Aussichten in angenehme Tage; Beschluß.

Der

Der
Winter.

Vorbericht.

Man würde das Urtheil der Weisen aller Jahrhunderte wiederholen können, wenn es nöthig wäre zu beweisen, daß es eine der besten Bemühungen sey, den Menschen auf die Betrachtung der Natur, und auf diesem angenehmen Wege zur Kenntniß ihres Urhebers, und seiner selbst zu führen. Die Natur ist in allen Jahreszeiten ein weiter Schauplatz der nützlichsten Untersuchungen, und der sanftesten Belustigungen des Geistes; eine Scene dränget sich an die andre; überal ist Bewegung und Abwechselung, und überal erscheint die Weisheit und Güte des vollkommensten Wesens zwar unter tausend Gestal-

ten, aber immer in einer göttlichen Harmonie. Welche hohe Belustigung des Geistes, den Vater der Wesen in seinen Werken zu sehen, den Gesetzen nachzuspüren, denen er in der Anlegung und Regierung des Weltgebäudes folgt, und in den verborgenen Gängen der Natur seine auf das Wohl seiner Geschöpfe gerichteten Absichten zu bemerken? Welche nöthige Klugheit, die die erste unsers Lebens sein sollte, die Wohnung, worin wir uns befinden, von allen Seiten kennen zu lernen? Und welche Ergötzungen der Einbildungskraft, die sie aus der Größe, der Pracht, und Mannichfaltigkeit der Auftritte der Natur schöpft, und die die sanfteste Aufheiterung des Lebens sind?

Die Jahreszeiten stellen uns die Natur unter einer verschiedenen Gestalt vor; aber eben ihre harmonische Abwechselung ist die Quelle nicht nur unsrer Erhaltung, sondern auch unsrer Vergnügungen. Wie bald würde nicht unser Geschmack durch einerlei Reitzungen stumpf, und unsre Aufmerksamkeit müde werden? Die Abwechselung der Jahreszeiten ist

also

also die Abwechselung unsrer Belustigungen. Und wenn uns der Frühling, der Sommer und der Herbst so viele Annehmlichkeiten gegeben, an die wir noch mit einem stillen Entzücken zurückdenken; solte denn der Winter ganz leer von allen Freuden sein? Solte er, da ein Thomson ihn zuerst in hoher Begeisterung besang, nicht auch Gegenstände haben, die den nachdenkenden Weisen nicht weniger als den Dichter beschäfftigen können? Und solten wir seiner rauhen Gestalt nicht durch die Betrachtung der Vortheile, die er uns verschafft, etwas benehmen können?

Mit eben dem Vergnügen, womit ich mich der verflossenen Monate des schönen Jahres erinnere, sehe ich den Tagen des Winters entgegen; und meinem Blicke können sich schon in der Ferne Eis und Schneegestöber zeigen, ohne seine Heiterkeit zu stören. Wir haben nicht alles verloren, meine geliebten Mitbürger, da die Reitze des Frühlings und des Sommers verschwunden sind; wir eilen neuen Annehmlichkeiten entgegen, die dem Winter eigen sind, und wir sind es uns selbst schuldig, sie

aufzusuchen, wenn wir sie noch nicht kennen. Ich unternehme es, sie von den Vortheilen des Winters zu unterhalten, und ihnen in jeder Woche eine Scene aus dieser Jahreszeit vorzustellen; und da die Betrachtung der Natur so nahe an die Betrachtung des Menschen gränzt, so werden sie hier auch Gemälde der Sitten zu erwarten haben. Welche sanfte Zufriedenheit würde es nicht für mich sein, wenn ich so glücklich wäre, die Annehmlichkeiten des Winters selbst in seiner Rauhigkeit richtig zu schildern, und hin und wieder in beschneiten Wohnungen eine trübe Stirne aufzuheitern?

Diese Betrachtungen des Winters werden mit dem Anfange des Frühlings geschlossen, und alle Freytage wird davon ein Stück in der Buchhandlung des Herrn Hilschers in Leipzig ausgegeben.

Erste Betrachtung.

So sind denn die reitzenden Tage verschwunden, und hinterlassen uns, außer dem süßen Andenken, sie genossen zu haben, nichts, als Bilder der Vergänglichkeit; so scheint denn das Land keine Annehmlichkeiten mehr zu haben, da seine Bewohner wieder die Städte bevölkern, und ihre Sommerhäuser, vom Nebel bedeckt, und von rauhen Winden bestürmt, einer öden Einsamkeit überlassen. Wie hat sich die ganze Gestalt der Natur verändert, und wie traurig blickt die Sonne aus trüben Wolken über Gärten hin, wo keine Blume mehr blühet, über Felder, wo fast keine Spur der Erndte mehr ist, und über Hügel, wo der dürre Rest des Grases verblichen ist? In der Luft ist das Concert der Vögel verstummt; und ihre Stille wird etwa nur von dem Geächze der Krähen, oder von dem Geschrei der Zugvögel unterbrochen, die wärmern Gegenden entgegen fliegen. Die Wälder erheben überal ihre falben Häupter, und stürmische Nordwinde entkleiden sie wieder von den Decken, die ihnen der Frühling gab, und treiben die abge-

rissenen Blätter weit von den Aesten weg, deren Schmuck sie waren. Die Berge umher stehen öde, von keinen Heerden mehr besucht, und von keinem Geblöcke mehr belebt; auf ihren sonnichten Abhängen trauret der beraubte Weinstock, und kein Jauchzen der Winzer läßt sich mehr hören. Die Beete der Gärten liegen zerstört, die Bäume haben ihre Früchte abgeliefert, und die Weichlinge unter den Geschlechtern der Blumen verschließen sich wieder in gewärmten Gewächshäusern, gleichwie keine Schöne es mehr wagt, sich der rauhen Luft anzuvertrauen, und in den entblätterten Alleen zu wandeln. Wie melancholisch liegt die weite Landschaft vor mir, worin jede helle Farbe verblichen, und der Hauptschmuck des Feldes, das Grüne, in ein mattes Gelb übergegangen ist, und überal die Spuren der Vergänglichkeit erscheinen! Die Wolken, die sich näher zur Erde herabsenken, sind vom kalten Regen geschwängert; ein dicker Nebel ist wieder der Gefährte des Morgens, und langsam steiget der Tag durch die Frühstunden, wie auf Stuffen, zur Heiterkeit empor, wenn ihm noch eine Heiterkeit vergönnet wird.

Sind dies nicht die Auftritte der Natur, die sich uns jedesmal bei dem Anfange des Winters

zeigen?

zeigen? Und wie abgemessen ist nicht immer die Zeit ihrer Erscheinung? Wie genau sind nicht die Monate der Ruhe für die Erde bestimt, worin sie sich gleichsam von der Mühe, womit sie den Menschen und den Thieren ihre Nahrung aus ihrem Schooß hervorarbeitete, wieder erholet, und neue Kräfte sammlet? Welche ewige Weisheit, und welcher Vater der Ordnung läßt sich hier nicht in der Regierung des Weltgebäudes sehen, worin alle Theile so genau mit einander zusammenhängen, und jede Scene zu der Zeit und auf die Art abwechselt, wodurch die Vollkommenheit des Ganzen erhalten wird? Da die ganze Natur lauter Uebereinstimmung ist, solte denn der Mensch, der ein Theil von ihr ist, die Harmonie des Ganzen stören dürfen? Solte er es nicht für seine wahre Bestimmung halten, durch den rechten Gebrauch seiner sitlichen Kräfte in dem Kreise, worin er steht, die Vollkommenheit des Ganzen befördern zu helfen, und das an dem Plane der ewigen Weisheit auszuführen suchen, was zu seiner Sphäre gehöret?

Wie geschäfftig ist nicht die ganze Natur, die Absichten ihres Urhebers, und den Nutzen des Menschen zu befördern? Wie reich war nicht

der Frühling an aufkeimenden Saamen und Blüten, und welche Menge von Gütern und Früchten hat nicht der Sommer zur Reife gebracht, und der Herbst uns einsammlen lassen? Nun hat die Erde auf dieses Jahr ihre großen Bestimmungen erfüllet; nun bereitet sie sich wieder zu einer kurzen Ruhe. So ist die Natur in den meisten Monaten des Jahres geschäfftig, und selbst ihre Ruhe ist eine verborgene Wirksamkeit, und eine Vorbereitung zur neuen Schöpfung. Aber wie mancher unthätiger Mensch vernützet, unbelehrt von der weisen Natur, den größten Theil seines Lebens in einer völligen Geschäfftlosigkeit? Die Annäherung des Winters ist eine neue Epoche für die Natur und für den Menschen; und die Veränderung der Jahreszeit wird jederzeit für ihn ein wichtiger Abschnit seiner Tage. Und solte er nicht itzt, wie der Landmann seine Garben überzählt, auch die Tugenden überdenken, die er eingesammlet hat, und die er hätte einsammlen können?

Wir blicken in die verflossenen Tage des Frühlings und Sommers und Herbstes zurück; und unsre erste Empfindung ist Freude und Dankbarkeit gegen den Urheber unsers Lebens. Wie oft hat nicht ein süßes Gefühl des Vergnügens

sich

sich in unsre Seele gegossen, wenn wir die Anmuth des Frühlings sahen, wenn Berge und Thäler vor uns grüneten, wenn wir die Lerche in beglänßten Wolken, und die Nachtigal in dunkeln Gebüschen singen, und oft ihre Töne in das sanfte Gemurmel eines nahen Baches mischen hörten, wenn die Abendwinde uns auf kühlen Flügeln aus Gärten und Wiesen süße Gerüche entgegen brachten, wenn die Morgenröthe unter dem Gesang der Vögel aus der Dämmerung hervorglühete, oder die entweichende Sonne die Wälder und Hügel mit einem hellen Purpur überstreute? Wie mancher Tag ist uns nicht untee den Freuden der schönen Natur, oft in einer ländlichen Hütte, oft unter den grünen Umschattungen der Linden, oft an dem Ufer eines geschwätzigen Baches, oft unter den Düften der Orangerie, und oft auf freien Spatziergängen, in der Begleitung geselliger Freunde und munterer Schönen vorübergeflohen? Und wie viele Güter haben uns nicht die Gärten, die Felder und die Fruchtbäume, außer den Vergnügungen der Sinne und der Einbildungskraft, geliefert? Können wir uns wohl der verfloßnen Monate erinnern, ohne uns noch von frohen Empfindungen erfüllet zu fühlen, und ohne dem Vater der Natur zu danken,

der das Jahr mit seinem Gute gekrönet hat? Können wir wohl mit unsern Blicken in die Landschaft hinausirren, ohne hier in einem Thale, wo wir oft die Reitze des Sommerabends genossen, dort an einem Hügel, wo wir oft im frohen Gespräch saßen, und neben uns die muntern Heerden weiden sahen, hier an einem Walde, der uns oft in der Hitze des Mittags mit seinen Schatten kühlte, dort in den weiten Feldern, wo das Getraide für uns reifte, oder an jenen Bergen, wo der Weinstock gedieh, mit einem geheimen Entzücken zu verweilen?

Welche Mannichfaltigkeit ist nicht auf dem weiten Schauplatz der Natur ausgebreitet, und wie sehr ist nicht dadurch für die Erhaltung unsers Vergnügens gesorgt? Nachdem wir uns an der Menge der reitzenden Scenen in den Tagen des Frühlings und des Sommers gesättiget haben, und ihre längere Gegenwart unsern Geschmack ermüden würde; so läßt der Winter seine Auftritte folgen, die nicht weniger mannichfaltig sind, wenn sie uns gleich oft einförmig zu sein scheinen. Ein Geist, der weiter als sein Auge urtheilt, findet überal Abwechselung und Mannichfaltigkeit; und eine Untersuchung, die nicht bey den Oberflächen der Dinge stehen bleibt,

wird

wird durch Entdeckungen belohnt, die ihre eigenthümlichen Reitzungen haben. Wie viele angenehme Betrachtungen wird uns denn nicht auch die Jahreszeit, der wir entgegen eilen, liefern, wenn wir uns nicht mit den gewöhnlichen Einsichten, die der große Hauffe von ihr hat, begnügen, sondern mit den scharfen Blicken eines geübten Geistes in die Gegenstände eindringen, die sie uns vorstellet? Und welche unterhaltende Mannichfaltigkeit und Abwechselung werden wir nicht in den Auftritten des Winters bei einer genauern Untersuchung entdecken, und eben daher eine reiche Quelle immer neuer Belustigungen haben? Man urtheilt zu übereilt, wenn man glaubt, daß uns der Winter nicht eben, wie die andern Jahreszeiten, anmuthige Betrachtungen geben könne; und man kennet ihn nur halb, wenn man ihm bloß eine rauhe Gestalt und lauter Beschwerlichkeiten zuschreibt. Und wenn er auch in Vergleichung mit den übrigen Jahrszeiten ein widriges und trauriges Ansehen hat, so wird doch dieses durch die Vorstellung des algemeinen Nutzens, und der unentbehrlichen und wichtigen Vortheile, die dadurch erhalten werden, aufgeheitert werden müssen? Solten also wir, die wir einen so nahen Antheil an der Veränderung

änderung der Jahreszeiten nehmen, sie ganz ohne alle Betrachtung der Vortheile, die uns eben dadurch der Regierer der Natur schenkt, antreten? Solte der Bürger, der so vielen Fleiß und Mühe auf sein Gewerbe verwendet, und das Frauenzimmer, das oft seinen Witz in der Anordnung einer gefälligen Tracht so sehr ermüdet, nicht auch billig einige Stunden und einiges Nachdenken dem Anfange einer neuen Jahreszeit gönnen, und sie zu seinem eignen Vergnügen mit andern Augen ansehen lernen, als es in den Jahren der Kindheit geschieht? Und wie wenig solte man da die Trägheit oder Unachtsamkeit der Menschen vermuthen, wo es darauf ankomt, die Erde, die sie bewohnen, und die Veränderungen, die sich in der Natur vor ihren Augen zutragen, recht kennen zu lernen?

Eben die Geschwindigkeit, womit die Jahreszeiten nach einander abwechseln, solte ein neuer Antrieb für den weisen Theil der Menschen sein, sie nicht ohne nützliche Betrachtungen vorüberfliehen zu lassen. Wie flüchtig folgen nicht die Scenen des Jahres auf einander? Und wie oft hören wir nicht bei dem Eintrit des Herbstes die Klage, daß die schönen Monate des Jahres so bald verschwunden sind? In der That eilet unser Leben, wie ein Waldstrom über abhängige

Felsen

Felsen, durch die Abschnitte des Jahres mit jähen Fällen hinunter, und nichts als das Andenken eines weisen Genusses kan uns bei dem schnellen Fortlauf der Zeit aufrichten. Wie viele Winter haben wir nicht schon erlebt, die uns zuweilen zu lange zu dauren schienen, und die uns doch zu keiner genauen Untersuchung ihrer Vortheile veranlaßt haben? So verschwindet diese Jahreszeit immer vor uns hin, ohne daß unser Geist über sie Betrachtungen angestellet hätte, die uns ein Unterricht zur Weisheit und Tugend geworden wären. Lernet doch, verständige Menschen, auf die täglichen Auftritte der Natur aufmerksam sein, die so nahe vor euren Augen sind, die so geschwinde vorübergehen, und die ihr nicht unbetrachtet verschwinden sehen könnet, ohne die Würde der Vernunft zu beleidigen.

Die angenehmen Monate des Jahres machen in jedes empfindende Herz einen so tiefen Eindruck, daß wir sie nicht ohne eine geheime Wehmuth und ohne eine Art der Betrübniß ansehen können, wenn sie uns verlassen. Wir lernen den Sommer als einen Freund betrachten, mit dessen sanften Reitzen wir allmählig so vertraut, und von ihrem Genuß so durchdrungen werden, daß unser Herz an seinem Abschied Antheil

nimmt,

nimt, und wenn er von uns verschwunden ist, sich gleichsam einer stillen Trauer zu überlassen anfängt. Ich weis nicht, ob dies die Empfindung eines jeden ist; aber ich weis, daß sie zärtlichen Herzen eigen, und daß sie eine Art einer billigen Dankbarkeit gegen die wohlthätige Natur ist. Mit dieser Empfindung verbindet sich ganz gewöhnlich die Aussicht in die Rauhigkeiten und Beschwerden des nahen Winters; und wie leicht wird nicht dadurch die Seele ihrer Heiterkeit beraubt, und von dunkeln Vorstellungen umwölkt? Aber ist es nicht der Ruf der Weisheit, die Wolken der Seele zu zerstreuen, die sich vor ihr bei der Ankunft des Winters zusammenziehen? Und wenn uns das Oede, das Traurige, und das Beschwerliche dieser Jahreszeit mißfält, sind wir es uns denn nicht selbst schuldig, einen Versuch zu machen, wie weit wir es durch vernünftige Betrachtungen mindern können? Anstat uns also über die Unbequemlichkeiten des Winters zu beschweren, anstat Klagen auszuschütten, die eben so sehr der Vernunft unwürdig, als vergeblich sind; lasset uns die Natur in ihrer rauhen Zeit aufmerksam betrachten, und sehen, ob nicht ihre Beschwerlichkeiten sowohl für uns, als für das

Ganze nothwendig sind, und ob wir nicht dadurch weit wichtigere Vortheile erhalten. Wer die Natur als ein Weiser betrachtet, für den vermindert sich ihre rauhe Gestalt, und für den wird sie selbst in den Auftritten, worin sie andern mißfält, lauter Anmuth. Er erblickt im Sturm und im Regenwetter, im Frost und im Schnee lauter Ordnung, Weisheit und Wohlthätigkeit, und aus diesen Entdeckungen gießet sich Bewunderung und Fröhlichkeit in sein Herz über. Wer solte also nicht gern die Natur auf diese Art betrachten lernen, um dadurch die Rauhigkeit des Winters nur halb zu empfinden, und da, wo weniger aufgeklärte Seelen in einer öden Melancholie trauren, voll Heiterkeit zu sein?

Die andern Jahreszeiten haben wegen der Milde und Wärme des Himmels, und der mannichfaltigen Annehmlichkeiten des grünenden Feldes so viele Anlockung, daß wir uns gern der freien Luft anvertrauen, und uns ganze Stunden in den Gärten und Lustplätzen des Landes aufhalten; aber der Winter verschließt uns gleichsam wieder in unsre Wohnungen, und nöthiget uns auf eine gewisse Art, uns mehr, als sonst, ruhigen Betrachtungen zu widmen. Solten wir ihm denn nicht von der Muße der langen

Abende,

Abende, die er uns schenkt, die ersten Früchte zu einem Opfer bringen? Solten wir nicht ihm, der uns mehr Zeit und mehr Stille zum Nachdenken gönt, gern auch unsre Aufmerksamkeit auf seine Scenen gönnen? Und wie angenehm würde nicht manchen in den Stunden, wo ihn die Langeweile quält, oder in geschmacklose Gesellschaft treibt, und bis in die Mitternacht am Spieltische aufhält, ein Hervey unterhalten können? Wie natürlich solte uns nicht die Betrachtung des Winters sein, wenn wir ihn überal vor Augen haben? Solten wir denn noch wohl unachtsam sein können, wenn sich auf allen Wegen immer neue Merkwürdigkeiten der Natur unserm Anschauen aufdringen?

Der Winter.

Zweite Betrachtung.

So oft mein Blick in die Gegenden hinausirret, die itzt das Gebiete des Winters sind, so oft entdeckt er immer neue Verwüstungen, unter welchen selbst die traurigen Ueberbleibsel des Sommers allmählig unkentlich werden. Noch vor kurzer Zeit war das verbleichende Laub der Wälder noch hin und wieder vom dunkeln Grün durchwebt; die Gärten hatten noch einige Herbstgewächse, woran die Frucht unter verwelkenden Blättern reifte; und auf den Beeten trauerten noch einige Spätlinge der Blumen in matten Farben. Aber wie entblättert stehen ietzt die Wälder, und heben ihre nackten Zweige zu den regnichten Wolken empor! Wie

ausgeleert und öde liegen die Gärten, wo überal dürre Blätter den Boden decken, unter dem Fuße emporrauschen, und ein Spiel der Winde werden! Wie zerstörend ist die Hand des Winters, und wie verwandelt er alles in eine gleichförmige Wüste! Nachdem er seine Regierung angetreten hat, scheint er als ein Tyran es sich zu einem frohen Geschäfte zu machen, alles wieder umzuwerfen, was sein Vorfahr, der wohlthätige Sommer, angebauet hatte, und nichts übrig zu lassen, was das Andenken jener angenehmen Zeit wieder erregen könte. Sein verheerender Hauch durchwühlet die stolzen Gipfel der Eichen, und entreißt dem niedrigen Weinstock das letzte zitternde Blätchen.

Wo ist itzt das Lustrevier, in welchem Flora ihre Kinder versamlete? Wo liegen ietzt die Beeten, auf welchen die zahlreichen Familien der Tulpen gebohren wurden, und in tausendfarbigtem Schmucke glänzten? Wo sind itzt die schönen Gebüsche, in welchen die Rosen glüheten, die den bunten Schmetterling oft liebkosend um sich her gaukeln sahen, oder

oder in ihren Knospen die Biene beherberg-ten, dann gegen den Stral der Morgenröthe sich enthüllten, und den kleinen Gast, vom Thau erfrischt, im Glanze des frühen Lich-tes davonschwärmen ließen? Wo war es, wo die von der feinsten Hand der Natur gebil-dete Nelke und die Lilie blühten, und den Reichthum ihrer süßen Geruche rings um sich her im ganzen Garten verbreiteten? Wo sind itzt alle diese reitzenden Geschlechter, schöne Chlorinde, die sie an jedem Morgen besuch-ten, die sie oft so geschäfftig mit Wasser er-quickten, und die oft ihrem Busen einen duf-tenden Straus gaben? Alle diese ihre Lieb-linge sind vor ihren Augen verblühet, und kaum bezeichnet noch ein welkes Blat den Ort, den sie zierten; nichts ist mehr von allen Schönheiten ihres Gartens übrig, als sie selbst. Warum hebt sich ihre Brust in weh-müthigen Seufzern, da sie ihre Blumen-beete öde vor sich liegen sehen? Lernen sie das entbehren, was ihnen die Natur nicht länger vergönt; und sich mit dem begnü-gen, was sie haben genießen können. Wie manchen Monat haben sie nicht die Annehm-

lichkeiten der Blumenflur genossen; wie oft hat nicht ihr Auge sich an den Reitzen ihrer Farben ergötzt, und mit welchen Wohlgerüchen sind sie nicht erquickt worden? Dies war der Genuß, den sie aus der Hand der Natur empfingen, und dessen Andenken noch eine geheime Wollust ist. Könten sie wohl mehr begehren, ohne gegen die Güte des Sommers undankbar zu scheinen? Glücklicher als viele ihrer Gespielinnen, die so oft vor dem Spiegel vergessen, daß sie mehr als Blumen sein solten, haben sie selbst viel höhere Reitze, als diejenigen sind, deren Verlust sie im Garten bedauren; nicht sowohl, weil sie längere Reitze ganzer Jahre der Jugend sind, sondern weil sich in ihnen die Güte ihres Herzens und jede feine Empfindung der Seele bildet, die einst noch ihren Rest verschönern wird. Indem sie an den zerstörten Blumenbeeten traurig auf und nieder gehen, und nach Schönheiten suchen, die nicht mehr sind, indem alsdan die Phantasie ihnen dunkle Bilder vormalet, und das Herz stille Wehmuth wird; so dürfen sie nur an die Reitze ihrer Seele denken, um sich bei

den Auftritten der Vergänglichkeit, womit sie umgeben sind, wieder aufzuheitern. Ja, Chlorinde, der Gedanke an ihre innern Schönheiten hält sie für alles schadlos, was sie von außen verlieren können; und sie sind zu weise, als daß sie in Dingen, die so leicht als eine Blume vergehen, ihre ganze Zufriedenheit setzen solten. Was sind die Scenen der Welt anders, als Blumen, die nach einander hervorkommen, und wieder verschwinden? Giebt ihnen die schimmernde Farbe, womit sie uns in die Augen fallen, einen wahren Werth? Und kan sie wohl einen Zeugen ihrer Beständigkeit abgeben? Nichts, was nur von außen glänzt, und flüchtig verschwindet, ist des Wunsches der Weisen werth; es ist ein Vorrecht der Thoren, daß sie ihre Glückseligkeit in Gegenständen setzen, die ausser ihnen sind, und die oft noch eher als sie selbst vergehen. Kan das Glück sein, was blos dem Auge gefält, und der Seele wenigstens nur ein kurzes Vergnügen gewährt? Wenn die Ergötzungen, die wir aus dem Anschauen und aus dem Besitze der angenehmen Güter der Welt schöpfen, auch eine Aufheite-

rung unsrer Tage sind; so sind sie doch nicht die wahre Glückseligkeit selbst, die unser Geist begehrt.

Indem ich in diesen Betrachtungen umherirre, wird der weite Himmel mit Wolken umzogen, und ergießet ganze Fluthen über die Erde herab. Wie sehr sind nicht die kalten Regen, die sich bei dem Anfange des Winters oft ganze Wochen hinter einander ergießen, von den sanften Sommerregen, die dem Menschen Erfrischung und Munterkeit, und der ganzen Natur Anmuth geben, unterschieden; aber sind sie nicht noch immer Werkzeuge der Fruchtbarkeit? Erweichen sie nicht die von der Hitze ausgedörrete Erde wieder, damit die Würzeln der mannichfaltigen Pflanzen mit neuen Säften erfüllet werden, um nicht im strengen Froste völlig zu vergehn, und damit die Wintersaaten gedeihen können? So haben die Einrichtungen der Natur, auch wenn sie uns unangenehm und beschwerlich vorkommen, ihre weisen und wohlthätigen Absichten; und kein Vorfal des Lebens kan so widrig scheinen, der nicht eine nahe oder entfernte Beziehung auf

unsern wahren Nutzen hätte. In welcher melancholischen Gestalt erblicken wir nicht die Natur bei den Winterregen? Die Sonne ist verhüllet, und der Himmel scheint nur eine einzige große Wolke zu sein; von allen Seiten her ist die Aussicht eingeschränkt; alles lieget in einer traurigen Finsterniß, und in banger Erwartung. Die Heiterkeit der Seele verschwindet, und jeder Blick, der durch das Fenster dringt, umhüllet sie mit dunkeln Vorstellungen und Bildern der Melancholie. Nun fangen die Stürme an zu heulen, und der Vorläufer des Regens, der steinigte Hagel, rasselt auf den Dächern und auf den Gassen, und lagert sich in fürchterlichen Haufen vor der Hütte des Landmans, und vor den Pallästen der Großen. Endlich ergießen die Wolken ihre nasse Last; das herabströmende Wasser verzehret bald den Hagel, der als ein erlegter Tyran ohnmächtig auf dem Boden liegt, und aufgehört hat zu schrecken, rauschet durch die Canäle der Stadt, und erfüllet die Gassen mit wilden Bächen. Die Luft scheint ein unerschöpfliches Behältniß von Wasser zu sein; ganze Tage hinter einander ergießt

sich der Regen mit brausenden Güssen, und noch immer ziehen schwangere Wolken am dunkeln Himmel herum. An den kahlen Bergen und Felsen plätschert das Wasser zu den nahen Flüssen herunter, schwellet sie an, und treibt sie aus ihren Ufern, die sie mit einem wilden Geräusche verlassen, indem sie zu Verwüstungen ausbrechen, und die aufgelaufene Saat mit Kies und Schlam überdecken. Jeder kleine Bach scheint ein Strom zu werden; die niedrigen Wiesen und die Wege schwimmen unter einander, daß das Auge nicht mehr unterscheiden kan, wo der Landman mähete, und wo der Reisende ging. Vergebens suchte die Heerde, die noch den Rest des Grases samlete, den Schatten der Eiche zu einer Decke; ganz triefend von den Fluten der Wolken eilte sie im lärmenden Gedränge, und mit einem klagenden Geblöke den sichern Ställen zu, wo sie Kopf an Kopf steht, und über das unfreundliche Wetter, das sie von der magern Weide trieb, still zu trauren scheint, indessen daß noch ein einsam verirrtes Schaf ächzend umherläuft, und allen Hügeln und Gebüschen entgegen jammert.

Das

Das Federvieh flattert den Scheunen und Dächern zu, und faltet seine nassen Flügel zusammen; die Waldvögel trauren in den Höhlen der Bäume; kein Gesang, keine fröhliche Stimme läßt sich hören; und wenn noch ein Ton erschalt, so ist es ein trauriges Geschwirre, das die Rauhigkeit der Natur anzuklagen scheint. Der Landman, der vom Felde in seine Hütte zurückeilte, sitzt gebückt am wärmenden Feuer, und trocknet, halb vom dicken Rauch eingehült, seine durchnetzten Kleider; oft kommen seine Nachbarn zu ihm, um an der geringen Wärme Theil zu nehmen, und frohe Gespräche unterhalten sie; oft bringen sie ihm Nachrichten von dem Schaden, den seine Heerde oder sein Feld erlitten, und versprechen ihm, edler als ein Fürst, Mitleiden und Beistand. Geselligkeit und wahre Freundschaft mindern jede Widerwärtigkeit, und machen die niedrigsten Hütten zu ehrwürdigen Tempeln. Wenn der Sturm seine kümmerliche Wohnung entdachet, und der arme Landman nun der ganzen Wuth der Luft ausgestellet wird; wie geschäfftig wird alsdenn nicht das Dorf zur Wohlthätigkeit, und welches rührende Schauspiel

wird alsdenn nicht die helfende Sorgfalt, die einer für den andern hat? Stolz und Neid, und Weichlichkeit benehmen den meisten Menschen die Lust, andern zu helfen; je mehr Aufrichtigkeit und Einfalt bei dem Landmanne wohnet, desto mehr ist er auch zu Dienstleistungen aufgelegt.

Wie heftig tobt nicht in den Wäldern der Sturmwind, beuget die schlanken Aeste der Buchen, oder stürzt die hohe Eiche nieder, die ihr Haupt in die Wolken hob, und der weder Zeit noch Gewitter geschadet hatten? Da liegt sie nun, noch niedriger, als die Gebüsche, über welche sie so sehr erhaben war, mit ihren ausgebreiteten Armen auf die Erde hingestreckt; aber wer bewundert nicht noch ihre Größe, die bei ihrem Fall nichts verlohr, wie der Mann von Verdiensten, aus seiner äußern Würde herabgestürzt, in den Augen der Vernunft nicht kleiner wird? Nicht nur auf dem Lande, auch auf dem Meere übt der Sturm seine tyrannische Wuth aus; das Meer brauset in fürchterlichen Bewegungen, die Wellen stoßen und jagen sich mit einem wilden Ungestüm, thürmen sich bald den Wolken entgegen, und sinken bald zu einer ungeheuren Tiefe

nieder.

nieder. Wie mancher empfindet vielleicht itzt die ganze Angst des Todes, indem das schwache Schiff, in der Hand des Sturms, bald durch die Wolken fährt, bald wieder in schwarze Abgründe hinunterschwebt? Und doch sind die Stürme bei allen Verwüstungen, die sie oft ausbreiten, wichtige Wohlthaten der Natur. Sie zertheilen die schädlichen Dünste, die sich bei langen Regenwettern über die Erde zusammenziehen, nehmen der Luft den giftigen Saamen ansteckender Krankheiten, und erfrischen den menschlichen Körper. Und wenn sie auch Verheerungen anrichten, wie klein werden denn nicht diese in Betrachtung der allgemeinen Vortheile, die das Ganze empfängt? Wenn auch oft einige Theile leiden, weil die Vollkommenheit des Ganzen nicht anders erhalten werden kan, so ist es doch nicht weniger Weisheit und Güte, die unsre Welt regiert. Sol der Urheber der Natur die Gesetze ändern, die er ihr einmal vorgeschrieben hat, weil sie seinem großen Plane angemessen waren? Sol er dem Sturm gebieten, nicht zu toben, damit nicht eine schwache Hütte umgeworfen werde, und indeß die Luft von ihren Dünsten ungereinigt lassen, die in einem ganzen Erdstrich tödtliche Krankheiten ausbreiten?

Was

Was würdet ihr von einer solchen Regierung denken, ihr, die ihr so gern die Natur tadelt, weil ihr zu blödsichtig seid, das Ganze zu übersehen, und nur bei einem kleinen Theile, bei euch selbst, stehen bleibt? Wenn ich auch leide, so denkt der Weise, wenn ich auch aus der Unfreundlichkeit der Witterung einige unangenehme Empfindungen ziehe, wenn ein Gewitter, oder ein Sturm meiner Wohnung, meinem Felde oder meiner Heerde schadet; solte ich denn wider den Regierer der Natur mich empören? Was bin ich doch gegen das Ganze? Was ist mein Verlust gegen die großen Vortheile der Begebenheiten in der Natur, woran so viele tausend Menschen Antheil nehmen, und woran ich selbst bei meinem Schaden zugleich Antheil nehme? Bin ich nicht der Weisheit des Vaters der Natur Bewunderung, und seiner Güte Dankbarkeit schuldig, daß alle seine Einrichtungen das abgemessene Wohl der Welt befördern? Und wenn mir aus den Auftritten der Natur ein Uebel widerfährt, es sei auch noch so klein, geschieht denn das ohne seine Mitwirkung, und ohne seine Absicht? Und kan diese eine andre sein, als mir ein kleines Uebel zu einem Saamen eines Gutes zu machen? . . . .

Nicht

Nicht immer ist die Luft Finsterniß und Regen; endlich zertheilen sich die Wolken wieder, nachdem sie ihren reichen Wasservorrath ausgegossen haben, und Heiterkeit breitet sich wieder am Himmel aus. Wie erfreuend ist nicht der Anblick der Sonne, wenn sie einige Tage hinter finstern Wolken verborgen gewesen? In den Tagen des Sommers werden wir ihrer freundlichen Gegenwart gewohnt; aber im Winter gönt sie uns seltner ihren Besuch, und wir lernen ihn schätzen, wenn wir ihn haben entbehren müssen. So gefallen uns oft erst manche Güter des Lebens, nicht, wenn wir sie besitzen, sondern wenn wir sie verlieren. Wir schlummern, wenn wir sie vor uns haben, und erwachen, wenn sie verschwinden. Wir werden erst durch den Verlust auf das aufmerksam, was wir besessen haben, und die Empfindung, die wir über die Entfernung eines ungenutzten Gutes verspüren, wird uns ein heimlicher Vorwurf unsrer Unachtsamkeit. Wie glücklich sind wir noch, wenn uns die Abwesenheit eines Gutes eine Lehrerin zur weisen Anwendung wird, wenn wir es wieder erlangen?

Wenn sich auch der Himmel nach langen Umwölkungen wieder aufheitert; so bleibt doch die

Erde

Erde in ihrer traurigen Gestalt, die zwar durch die Erhellung der Sonnenstralen etwas gemil-dert, aber zu keiner Anmuth wieder verschönert wird. Wie mat sencket die Sonne ihre Stralen herab, und wie leer von Reitz und Leben bleibt alles unter ihrer Beleuchtung! Sie scheint keinen Gefallen mehr an der verblüheten Erde zu finden, und sie nur mit einer Art von Gleichgültigkeit zu erhellen. Dunkel ist ihr Aufgang im Nebel, den sie immer erst bekämpfen muß, und kurz ih-re Gegenwart. Auf eine ähnliche Art, um die Scenen der Natur als Lehrerinnen der Weisheit anzusehen, leuchten oft die Stralen des Geistes, oh-ne das Herz zu erwärmen; und so sieht der Mensch oft die Freude gleichsam nur in der Ferne, wenn der Winter des Lebens und Unfälle ihn hindern, sie zu empfinden, und wenn auch ihr Schimmer ihm gefält, so ist er doch unfähig, sie zu schme-cken.

Wie unbeständig ist nicht die Heiterkeit des Himmels in diesen Tagen, und wie wenig kan man sich auf seine heuchlerische Freundlichkeit verlassen? Wenn er auch gleich einige lächelnde Blicke um-herstreuet; so ist er doch bald wieder von nassen Wolken überdeckt, die drohend umherziehen, oder

sich mit ungestümen Geplätscher ergießen. Wie oft vernichtet nicht der Mittag die Hoffnung eines schönen Tages, den uns der Morgen ankündigte? Und doch trauen wir immer seinem freundlichen Versprechen wieder, und glauben bei jeder kleinen Erhellung, daß die feuchte Finsterniß, die sich über uns ausgebreitet hat, wieder verschwinden werde. So ist der Mensch, wenn man ihn in ähnlichen Auftritten betrachtet. Er wird über jede ihn anlächelnde Heiterkeit des Glücks entzückt, und er vergißt, daß sein Vergnügen von Vorsicht und klugem Mistrauen begleitet sein müsse. Er wird getäuscht, und hofft doch immer wieder. Das Glück mag ihm auch noch so oft empfindliche Beweise der Untreue geben, so ist er doch bei jeder neuen Aussicht wieder lauter Freude und Zuversicht. So führt das Glück den Jüngling und den Mann von einer Hoffnung zur andern, geht oft ihren Wünschen in vollem Glanze auf, und verschwindet mitten in seiner Heiterkeit; sie stehen mit starren Blicken, sehen da die dunkle Wolke, wo lauter Licht war, und ihr schmachtendes Auge wartet auf neue Erhellungen, die entweder nicht erscheinen, oder doch eben so flüchtig wieder vergehen.

Nachdem die Sonne den Tag über mat durch Nebel und Wolken geschimmert, bald ihr Angesicht

ver=

verhüllet, und bald wieder der Erde einige heitere Blicke gegeben; so geht sie mit einer stillen Eilfertigkeit nieder. Oft schleicht sie unter der Bedeckung grauer Wolken am Horizonte hinunter, daß kein Auge sie bemerkt; oft bezeichnet eine glänzende Röthe den Weg, auf welchem sie hinabgezogen ist. Kein frohlockender Gesang der Vögel begleitet ihren Abschied, und keine Flöte schallet von den Hügeln, auf welche sie ihre letzten Strahlen wirft. Ihr Abzug ist ohne alle Feier; Stille und Trauer herscht durch die weite Natur. Kaum ist sie entwichen, so geht die feuchte Dämmerung in eine kalte Finsterniß über, und bald sind Himmel und Erde lauter Nacht. Alles ist in eine undurchdringliche Dunkelheit eingewickelt; kein Gestirn glimt am umwölkten Himmel hervor; selbst das blasse Horn des Mondes ist versteckt. Nur der Schein der Lampen flimmert die langen Gassen der Stadt, als eine gestirnte Aussicht, hinauf; ihr mattes Licht durchirret die Finsterniß, und erleuchtet sie halb zur Dämmerung. Langsam rücken die unerhelten Stunden zur Mitternacht hinauf, die hin und wieder manchen schwärmenden Schmaus, aber weit seltener den stillen Fleiß eines Weisen endigt.

Der
Winter.

Dritte Betrachtung.

Die mannichfaltigen Luftbegebenheiten, die sich während des Winters in der Atmosphäre vor unsern Augen zutragen, müssen eben sowohl unsern Verstand zum Nachdenken auffodern, als sie die Einbildungskraft des Dichters und des Künstlers beschäfftigen. Wird es wohl für ein vernünftig denkendes Wesen genug sein, sie blos zu empfinden, blos ihre nützlichen Wirkungen zu genießen, blos sich bei ihrem Anblick in der Natur, und in den glücklichen Nachahmungen der Kunst zu freuen? Fordern sie ihm nicht durch die Empfindung ihrer Schönheit, oder doch durch den Genuß ihres Nutzens auch eine Untersuchung ihrer Natur ab? Solte er das nicht näher kennen lernen, was

für ihn so viele Vortheile hat, und so oft vor seinen Augen geschieht? Und würde ihm nicht eine genaue Erkentniß Vergnügen für ihn selbst und Bewunderung für den unendlichen Regierer der Natur einflößen? Wie wenig verdienen es die beständigen Lufterscheinungen, daß die meisten Menschen keine Einsicht von ihnen haben, und sich blos mit der äußern Empfindung begnügen? Sind sie etwa unsrer Betrachtung unwürdig, weil sie gewöhnlich sind? Oder verbirgt die Natur vor unsern Augen ihre bildende Hand? Der Fleiß der Naturforscher, wenn er kein Stolz und keine Eitelkeit ist, breitet gleichsam, als ein Herold der Religion, die Volkommenheit des erhabensten Wesens aus; und die Ordnung und Weisheit und Wohlthätigkeit in den Werken der Natur bewundern, ist Gottesdienst, oder wem dies Wort nicht gefält, Erfüllung der Absichten ihres Urhebers, die er hatte, als er sie und den Geist des Menschen hervorrief. Sehr eingeschränkt aber ist die Zahl derer, die eine richtige Einsicht in die Natur haben, weil die Menschen entweder zu träge, oder durch die Geschäffte des Lebens zu zerstreuet sind, sie sich zu erwerben, oder weil man die Naturlehre zu sehr in die

Dunkel-

Dunkelheit der Schulsprache hült, als daß sie allen verständlich sein könte. Welches Verdienst würde nicht der Mann haben, der uns ein kurzes Handbuch von den vornehmsten Gegenständen der Natur, in deutlichen und lehrreichen Erklärungen, in einer socratischen Leichtigkeit der Vorstellungen, und in einer verständlichen und einnehmenden Sprache lieferte, und der die Austheilung eines solchen Buches unter den Landgemeinden besorgte, wo es gleich nach der Bibel den ersten Rang haben, und von den Geistlichen oft empfohlen werden müßte?

Wir haben in der vorhergehenden Betrachtung die Stürme und den Regen beschrieben, die dem Winter eigen sind, und von ihnen ein kleines Gemälde entworfen, wie sie sich unsern Sinnen vorstellen. Jetzt sol unsre Aufmerksamkeit zu eben diesen Luftbegebenheiten zurückkehren, und wir wollen versuchen, ihre Bildung und ihre Natur in einem hellern Lichte zu sehen.

Unsre Erde ist die Wohnung vernünftiger Wesen, die, in der Hülle eines Körpers gekleidet,

einige Jahre der Vorbereitung zu höhern Bestimmungen leben, und die indessen der Mittel ihrer Erhaltung bedürftig sind. Die Erde, auf der sie wohnen, ist auch zu ihrer mütterlichen Nährerin verordnet, und deswegen mit mannichfaltigen Früchten, die sie aus ihrem Schooß erzeuget, von der Hand des Schöpfers besäet worden. Würde sie die Früchte, die nothwendigen Nahrungsmittel der Menschen, hervorbringen können, ohne durch Thau und Regen befeuchtet zu werden? Jederman kent den Einfluß der Dürre auf den Erdboden; und die ängstliche Bekümmerniß, womit sie das Herz des Menschen erfült. Ist also nicht unsre Erhaltung der vornehmste Zweck der Befruchtung der Erde durch den Regen? Aber die Weisheit des Regierers der Welt verbindet mehrere Zwecke, die er einander unterordnet, und ihre glückliche Erreichung wird die Ordnung und das Wohl des Ganzen. Müssen nicht auch die Thiere, die nicht nur des Menschen, sondern auch ihrer selbst wegen da sind, auf dem Boden der Erde ihre Nahrung suchen? Auch für sie ergießen sich die Wolken, und beleben die Erde zur Fruchtbarkeit. Aber worin besteht nun die weise Haushaltung der Natur,

die

die den Menschen und die Thiere durch die Hervorbringung der Erdgewächse ernähret? Und wie bildet sie zu ihren wohlthätigen Absichten den Regen?

Um unsre Erde ist von allen Seiten bis auf eine gewisse Höhe ein dünnes durchsichtiges Wesen ausgebreitet, welches die Atmosphäre oder das algemeine Behältniß der Ausdünstungen ist, die von der Erde aufsteigen. Diese Dünste sammeln sich bald in dicke, bald in dünne Wolken, die den Himmel mit ihren Gestalten und Farben schmücken, und in Thau, in Nebel, in Regen und in Schnee und Hagel aufgelöset, der Erde das wiedergeben, was von ihr aufgestiegen ist, und sie dadurch befruchten. Was würden nicht die häufigen Ausdünstungen und Dämpfe, die täglich aus den Körpern emporsteigen, endlich in der Atmosphäre bereiten, wenn sie nicht davon durch die wässerichten und feurigen Lufterscheinungen gereiniget würde? Welche sorgfältige Oeconomie finden wir nicht in den Werkstätten der Natur, und wie genau sind nicht überal die Mittel zu den Zwecken abgemessen? Eben die wässerichten Theilchen, die

sich durch die Ausdünstung zu verlieren scheinen, verwahret und samlet sie wieder in der Luft, und giebt sie bald in kleinen Tropfen, bald in vollen Güssen, bald in leichten Flocken dem Erdboden wieder, nachdem es seine Bedürfnisse erfordern. Alles ist mit weiser Sparsamkeit angeordnet; in ihrem Ueberfluß herscht keine Verschwendung. Selbst die Ausflüsse, die uns unmerklich sind, verwandelt sie in neue Quellen der Fruchtbarkeit. Umsonst aber würden die Dünste aufziehen, und Wolken am Himmel erscheinen, wenn nicht die Natur zugleich die Winde verordnet hätte, die Wolken nach geheimen Gesetzen der Weisheit umher zu führen, und die Gegenden zu wässern, die der Befeuchtung bedürftig sind. Hier würde ein Land mit ewigem Regen überschwemmet werden, und dort ein anders in einer traurigen Dürre liegen bleiben, seine Bäume, sein Gras und sein Getraide sterben sehen, wenn die Winde nicht die Wolken herumtrieben, und ihnen gleichsam die Reviere anwiesen, die sie begießen sollen. Er, der weise Regierer der Natur, läßt die Wolken nicht immer fest stehen, wie ein gegossener Spiegel; er kehret sie, wohin er wil, daß

sie schaffen alles, was er ihnen gebeut, auf dem Erdboden. Er spricht zum Schnee, so ist er bald auf Erden, und zum Platzregen, so ist der Platzregen da mit Macht. Die Winde rauben nicht allein den Seen und Flüssen eine Menge wässerichter Theile, sondern sie jagen sie auch vor sich her, und theilen sie im Regen in verschiedenen Gegenden aus.

Wie geschäfftig ist nicht die wohlthätige Natur im Winter, indem sie eine ganze Fülle von Regen ergießt! Nicht nur durch Ruhe, auch durch viele Feuchtigkeiten muß die Erde, die von ihrer Fruchtbarkeit erschöpft zu sein scheint, wieder erquicket werden. Gießen also nicht die Wolken durch wiederholte Regen Leben und Kraft wieder in die matte und dürre Erde, und verbreitet sich nicht die befruchtende Feuchtigkeit in die tiefen Höhlen bis zu den verborgensten Wurzeln der Pflanzen? Breitet nicht die Nässe unter dem abgestreiften Laub und Blättern, die überal den Boden überdecken, Fäulniß aus, und dünget mit dem, was der Schmuck des Sommers war, wieder die Erde? Und füllen nicht die häufigen Winterregen wieder die Urnen der Flüsse, und

ersetzen den Abfluß der Quellen auf den Bergen? Niemals ist die Natur müßig; ihre Wirksamkeit ist oft zwar verborgen, aber sie geht unaufhörlich fort. Indem sie aus den Wolken beständig Regen ausschüttet, so sorgt sie für die Fruchtbarkeit des Jahres, und bereitet die Schätze des künftigen Sommers. Wenn dann die Hitze der Sonne wieder trocknet, so ergießen sich die reichen Quellen wieder, die sich von den Winterregen gesamlet haben, tränken die Wiesen und Thäler, und verschönern sie zu einem frischen Grün. So klug sorgt der Vater der Natur für das Künftige, und was uns nur Unbequemlichkeit und Verwüstung zu sein scheint, das ist der Same der Schönheiten und Güter, womit der kommende Frühling und Sommer prangen werden. So zahllos die Tropfen sind, die sich aus den Wolken ergießen, so zahllos sind auch die Wohlthaten, die er dadurch allen Geschöpfen erweiset; und wenn auch der blödsichtige Mensch da murret, wo er danken solte, so fährt doch die ewige Güte mit einer erhabenen Unveränderlichkeit in der Ausführung ihrer Absichten fort.

Die Dünste, die sich oft in Regen auflösen, breiten sich nicht weniger in dunkeln Nebeln über die Erde aus, und geben uns, außer der gelinden Feuchtigkeit, womit sie die Felder benetzen, auch ein angenehmes Schauspiel für das Gesicht. Lasset uns auf diese Erscheinung einige Augenblicke aufmerksam sein. Wenn das Auge am Morgen, die Natur zu überschauen, durch die Fenster dringt; in welcher grauen Verwirrung hat alsden der Nebel alles eingehült, und wie sind Himmel und Erde mit einer einförmigen Decke überzogen! Die Sonne ist schon aufgegangen; aber kein Stral dringet durch die falbe Dunkelheit, ihre Gegenwart anzukündigen. Lange arbeitet sie, den Nebel zu zerstreuen, der vor ihr nicht weichen will, und nach dem Streite vieler Stunden bringt sie ihn oft erst zur Flucht. Luft und Erde liegen unkentlich in einer Hülle gewickelt, und das Auge irret mühsam von einer Seite zur andern, ohne die Gegenstände unterscheiden zu können. Es suchet nach den Dörfern und Thürmen umher, und wird unwillig, daß es sie selbst am Tage nicht sehen sol. Wo sind ietzt die Flüsse, die Hügel, die Wälder? Die ganze weite Landschaft scheinet ein leeres Behältniß zu sein; alle

ihre Gemälde sind ausgestrichen. Die Einbildungskraft dringt in den dicken Nebel ein, und schafft sich bald romanhafte Gestalten, bald lehrreiche Bilder. Sie macht sich die Zeit gegenwärtig, wo die Sonne der Wissenschaften unter dem undurchdringlichen Nebel der Unwissenheit und des Aberglaubens noch verhüllet war. Sie sieht die ganze öde Dunkelheit, womit der Verstand der Menschen umgeben war, die traurige Verwirrung, worin Wahrheit und Irthümer unter einander lagen, und die eingeschränkte Aussicht des Geistes, der kaum die Dinge erkante, die ihm am nächsten waren. Sie bildet sich den Nebel nicht so dichte ab, als er in der Ferne zu sein scheint, und geht zu den Auftritten des menschlichen Lebens über, die nicht mehr dunkel und traurig sind, wenn wir sie in der Nähe kennen lernen. Wir erblicken aus der Ferne oft das Uebel, das andern begegnet; und es scheint uns eine Wolke zu sein, die jedem Muthe, und jeder Standhaftigkeit undurchdringlich sei. Allein, indem wir selbst zu ihr hinangetrieben werden, so finden wir, daß sie das nicht ist, was sie in der Entfernung schien; es geht ein Weg

hindurch,

hindurch, und das Auge entdeckt durch die Uebel des Lebens einen Durchgang, den es vorher nicht vermuthete. Indem die Einbildungskraft aus den Scenen der Natur in solche Vorstellungen hinüberirret, so fangen die Stralen der Sonne an, mächtiger zu wirken, und den Nebel von der Erde zu verjagen, die er unter seine feuchte Herrschaft gezwungen hatte. Nun schweifen sie auf- und niederwallend umher, von einem Gipfel des Berges zu dem andern; und senken sich bald in die Thäler, und erheben sich bald wieder in die Höhe, gleich den Wogen eines aufrührischen Volkes, das bei der majestätischen Ankunft seines Herrn unschlüßig, wohin es sich wenden sol, hin und her schwärmt. Indem sie in dampfendem Gedränge umherziehen, hier die Stirne eines Waldes, und dort das Haupt eines Thurmes verlassen, so steigen die Gegenstände der Schöpfung wieder aus der einförmigen Verdüsterung hervor, und die Landschaft eröffnet dem Auge almählich ein Schauspiel nach dem andern. Welche Gestalten begegnen dem Blicke bei jedem Umherzug der Nebel, und in welchem abändernden Gemi-

sche

sche ragen die mannichfaltigen Vorwürfe aus der entweichenden Dunkelheit hervor! Ein blitzender Stral bricht nach dem andern durch die feuchte Dämmerung. Bald erblicken wir eine lichte Erhellung, bald wird das Dunkel nur in einen durchsichtigen Schleier verwandelt. Nun erscheinen die Dörfer, und die umliegenden Hügel und Wälder wieder; nun heitert sich die Ferne dem Auge auf; und kentbar wälzet der Fluß seine Wellen, von welchen eine rauchende Wolke nach der andern emporwallet. Das Antlitz der Sonne wird immer heiterer; das Gewölke des Himmels kleidet sich wieder in eine bläulichte Klarheit; und ein kleiner Nachzug der Nebel schwebt in zerstreuten Hauffen umher, und samlet sich in der Ferne am niedrigen Horizont in graue Gewölke. Sind nicht diese Nebel eben sowohl, als der Regen, eine Befruchtung des Landes? Sie bereichern die Bergcisternen, aus welchen die Flüsse sich ergießen, und die Quellen in die Thäler herabsprudeln. Welche Betrachtung der harmonischen Haushaltung der Natur bietet sich uns hier an! Haben nicht unsere Flüsse ihren Ursprung auf den Bergen,

gen, woher sie ihren Lauf nehmen, um ihr Wasser dem Meere zu überliefern? Und sind es nicht außer dem Regen und Schnee auch die Nebel, die sich auf den Gipfeln der Berge lagern, und die Quellen nähren, die vereinigt, und im Fortlauf verstärkt, zu Flüssen anwachsen, die ganzen Ländern Fruchtbarkeit geben, und belastete Schiffe auf ihren Wellen tragen? Also erzeugen die Wolken die Flüsse, und die Flüsse wieder Wolken; alles ist Zusammenhang, Harmonie und Mitwirkung in der Natur, und ihre wohlthätige Arbeitsamkeit geht, gleichsam in einem ewigen Kreise, herum. Wenn die Dünste, die dem Meere, den Seen und Flüssen entsteigen, wieder in Wolken und Nebel ausfließen, und entweder neue Quellen machen, oder den Abfluß der alten ersetzen; wenn dadurch der Erdboden zur Erzeugung der Pflanzen und Gewächse, und zur Hervorbringung der Nahrungsmittel der lebendi-

gen Geschöpfe gewässert worden; so tragen die Ströme ihren Ueberfluß wieder in den Ocean, in dieses algemeine und unerschöpfliche Wasserbehältniß zurück. Wer kan diese Einrichtung, mit welcher das Wohl der ganzen Erde so genau verbunden ist, und die seit ihrem Ursprunge in einer ununterbrochenen Ordnung fortdauret, denken, ohne sie als ein Werk der volkommensten Weisheit zu bewundern?

Noch einer Sorgfalt der Natur dürfen wir unsre Aufmerksamkeit nicht entziehen. Nicht blos der Befruchtung des Feldes, auch der Erquickung der Menschen und der Thiere wegen, schwängert sie die Wolken mit Regen und Nebel, und schenket den Bergen und den Thälern Wasser. Aber das Wasser der Quellen, so wie es aus dem Regen und Nebel gesamlet wird, würde noch zu dicke, zu duftig, und der Gesundheit schädlich seyn,

wenn es nicht, ehe wir es gebrauchen, eine gewisse Reinigung empfinge. Daher sprudeln die Quellen, und springen die Bäche; daher reiniget sich das Wasser durch die Bewegung und durch das Fortrinnen von dem, was sowohl dem Geschmacke zuwider, als auch der Gesundheit nachtheilig ist. Und indem es seine schädlichen Theile zurückläßt, so erheitert und versüßet es sich auf den Wegen, auf welchen es fortfließet. Welche unsichtbare Hand zeichnet den Bächen und Quellen ihre Bahn vor, die sie laufen müssen? Wer leitet sie gerade in diejenigen Gegenden, in welchen sie für den Mund den süßen Geschmack, und für die Gesundheit die stärkende Kraft hohlen? Wer führet sie durch tausend Labyrinthe in die tief verborgenen Adern der Berge, wo sie bald die Farbe ihres Wassers, bald seinen Geruch ändern, bald durch die Berührung der Metallagen und Erdarten sich zum Dienste des

Menschen

Menschen mit heilsamen Zusätzen vermischen? Wer erhält sie in steter Bewegung, wodurch die Fäulniß verhütet wird, und auf dem vorgeschriebenen Wege, und wer bringet sie endlich vor das Auge, und zu den Wohnungen der Menschen? Ein tiefes Erstaunen ist die würdigste Beantwortung dieser Fragen, und eine unterwürfige Anbetung der Weisheit, deren Regierung bis in die geheimsten Winkel des Weltgebäudes der menschliche Geist nicht anders als mit einer stillen Ehrfurcht nachdenken kan.

Der
Winter.

Vierte Betrachtung.

Wenn auch die Regen und Nebel die Befruchtung des ganzen Pflanzenreichs sind, so scheinen sie doch, indem sie einigen Thieren einen völligen Untergang drohen, einen nicht geringen Theil ihrer Wohlthätigkeit zu verlieren. Wenn Stürme und Ungewitter über die weiten Felder dahin toben, und den entblätterten Wald durchstreichen, wenn die Nässe überal unter dem welkenden Grase Fäulniß ausbreitet, und die Luft vol feuchter Finsterniß ist; wo sollen alsdenn so viele Heere von Insekten, Gewürmen, Vögeln und andern Thieren ihre Nahrung und ihre Wohnung finden? Wie viele kleine Bewohner der Blätter lebten nicht von den Pflanzen, die itzt verdorret sind, und von dem Laube, das itzt abgefallen ist? Wie viele Ge-

schlechter der Vögel fanden nicht unter den dunkeln Schatten der Wälder ihren Schutz und ihre Nahrung? Wo ist aber iezt, da der Wald entlaubt und öde steht, da die Verwesung auf allen Fluren und Hügeln herscht, da die Luft lauter Sturm und Regen ist, wo ist iezt der Aufenthalt so vieler befiederten Sänger, von deren Melodien kein Ton mehr gehöret wird? Sind sie nicht vielleicht von dem verwüstenden Sturm und Regen niedergeschlagen, oder vielleicht von Kälte und Mangel der Nahrung getödtet? Und scheint nicht die Natur, indem sie das Leben einiger ihrer Geschöpfe nur durch den Untergang der andern erhält, Unordnung und Widerspruch zu sein?

So würde ein Mensch denken, der, mit den gewöhnlichen Schranken der Einsicht zufrieden, sein Urtheil von dem ersten Anschein bestimmen läßt, und der nicht die Geduld hat, der Natur auf ihren geheimen Wegen zu folgen, und die weise Haushaltung zu bemerken, womit sie nicht nur das Ganze in seiner Harmonie, sondern auch alle Theile in ihrer Volständigkeit erhält. Welche Sorgfalt, die jede unsrer Erwartungen übersteigt, wendet nicht die Natur in der Erhaltung

der

der Thiere an? Nur einige Betrachtungen sind nöthig, um ihre Vorsorge zu erkennen; und wer kan sie erkennen, ohne sie zu bewundern?

Wo sind iezt die Schwalben, die im Frühlinge zu uns kommen, und als gesellige Gäste die schöne Jahreszeit hindurch sich bei uns aufhielten? Auf einmal sind sie verschwunden, und lassen ihre sommerliche Wohnung, worin sie zwitschernd sich gatteten, und bald darauf zwitschernd ihre junge Brut verpflegten, leer und öde. Nachdem sie noch den lezten Tag ihres Aufenthalts bei uns in labyrinthischen Umherwälzungen die Luft durchschwärmet, und versamlet zu sein schienen, um von der verblüheten Erde Abschied zu nehmen; so waren sie bald darauf entwichen, daß das Auge sie auf allen Seiten vermißte. Wer lehret sie so genau den Tag ihrer Entfernung, an welchem sie Schaaren zu Schaaren versamlet, sich alle unsern Blicken auf einmal entziehen? Und wer führet sie in die Klüfte und Höhlen, wo sie in eine matte Fühllosigkeit, und in einen langen Schlummer versinken? Hier liegt das fromme Geschlecht gleichsam, wie im Grabe, aus welchem es einst der wärmende Frühling wieder weckt; Fuß an Fuß, und Kopf an Kopfe ruhen

sie neben einander, hören nicht die heulenden Stürme, empfinden nicht Kälte, nicht Mangel, und haben keine Bedürfnisse; verborgen den menschlichen Blicken schlummern sie, und indessen schlägt in dem kleinen Herzen der Puls des Lebens unbemerkt fort. Was für eine besondre Art der Erhaltung! Da die Natur so erfindsam ist, tausend andern Geschöpfen im Winter ihre nöthige Nahrung zu verschaffen, so scheint sie uns, indem sie die Schwalben in einen Schlummer fallen läßt, unterrichten zu wollen, daß ihre Vorsorge nicht an einerlei Mittel, und an eine einförmige Art der Haushaltung gebunden sei, und daß sie Wege habe, die sowohl wegen ihrer Mannichfaltigkeit, als Anordnung alle Erfindungen des menschlichen Geistes übertreffen. Wie wird indessen das Leben der Schwalben während ihres Winterschlafes unterhalten? Wird es vielleicht aus einer innern Quelle genähret, oder erhält es sich durch einen unvermerkten Zufluß der Nahrung von außen her? Sie schlummern indessen wegen ihrer Erhaltung unbekümmert, und sind Gefangene des Winters, bis der Frühling sie wieder zur Ausflucht erwärmet. Ihr Schlummer scheint eine besondere Vorsorge der Natur

für

für sie zu sein, die sie der Kälte, und der Mühe, ihre Nahrung zu suchen, entziehen wil; und er fält in Monate, wo alles ruhet, wo keine Anmuth mehr auf den Feldern grünet, noch in den Bächen rieselt. Aber wenn auch Thiere auf die Verordnung der Natur in einen Schlummer, der so lange als der Winter währet, versinken; solte denn wohl auch der Mensch sich während dieser Zeit einer völligen Unempfindlichkeit überlassen dürfen? Für ihn behält die Natur unter allen Jahreszeiten, selbst wenn die einfarbige Decke des Schnees alles umhüllet, selbst wenn Stürme und Regen alles umwühlt haben, noch eine unendliche Menge von Gegenständen, die seine Betrachtung auffordern; für ihn ist niemals eine Zeit, die ihm erlaubte, sich einer Fühllosigkeit des Herzens, und einem Schlummer des Geistes zu übergeben. Verfließt denn wohl für einen Timon der Winter nützlicher, als für eine schlummernde Schwalbe? Vom Morgen bis an den Abend sitzt er traurig in dem Kerker seines Zimmers eingeschlossen, gibt zwar, indem er ißt, und trinkt, und raucht, Merkmale eines lebendigen Geschöpfes von sich, aber indem er nie denkt, kein Zeichen eines vernünftigen

Geistes. Seine Tage sind so dunkel, wie der Morgennebel, der noch den Mittag zu verhüllen droht, und kein vom Sturm verwüstetes Feld kan so öde, als seine Seele, sein. Der Nebel verschwindet wieder, und das Feld heitert sich wieder bei einem freundlichen Sonnenblick auf; aber sein Geist bleibt immer von Dumheit umwölkt, und unerhelt von dem Strahl eines edlen Vergnügens. Fragt nicht nach seinen Beschäftigungen; diese sind Unwirksamkeit außer den Verpflegungen des Leibes, die er mit den Thieren gemein hat. Fragt nicht nach seiner Bibliothek; diese ist der Calender, oder ein schmutziger Roman, den er, von den Wolken der Tabackspfeife eingehüllt, zu lesen anfängt, und aus Trägheit eben so geschwind wieder weglegt. So sitzt er denn ausgestreckt in seinem weichen Lehnstuhl, ein Mensch blos nach der Gestalt, eine Seele, die für einen andern Körper, etwa für einen mit vier Beinen, gemacht zu sein scheint. Keine andre Sorge, als für Speise, und Wärme, und Schlaf, kein andrer Gedanke, als an seine unwürdige Person; und fängt sein Geist ja noch, als ein verlöschendes Feuer an, in einer kurzen Flamme aufzulodern, so läßt er Freunde, die

wie er gedankenlos sind, zum Spiel kommen, oder macht es, indem die Staatsweisheit ihre Stirne runzelt, mit ihnen aus, ob Paoli Frankreichs Waffen widerstehen, und ob die Pforte mit Rußland brechen werde. Indem der Sturm seine Fenster erschüttert, und der Regen an den Scheiben herabplätschert, indem ihn alles erinnert, daß die ganze Natur für den Nutzen der Menschen in Bewegung sei, und daß vielleicht keiner auf dem Erdboden so wenig, als er, ihre Vorsorge verdiene; so schlummert seine Seele in ihrer Gedankenlosigkeit fort, keiner unterrichtenden Vorstellung bewußt, und zu niedrig für jede vernünftige Betrachtung. O Timon! du bist unempfindlicher, als die schlummernde Schwalbe. Ihr Schlummer ist ein gütiges Geschenke der Natur, und der deinige ein Raub, den du an ihr begehst. Viel leichter ist der Winterschlaf der Thiere zu begreifen, als der, worin deine Seele versunken ist.

Eben diesen Winterschlummer, den die Natur den Schwalben schenkt, gibt sie auch den Fliegen, Raupen und Ameisen, und einigen andern Thieren. Die Ameisen, von denen man so lange geschrieben, daß sie auf den Winter Vorrath

einsamleten, werden durch die geringste Kälte in eine Erstarrung gelegt, worin sie auch bis zum Frühling liegen bleiben. Wozu solten ihnen also ihre Vorrathskammern helfen, da die Natur dafür gesorgt hat, daß sie keiner Nahrung bedürfen? Und solten sie für andre Thiere ihre Magazine anlegen? Die Körner, die sie im Sommer mit so vieler Emsigkeit einsamlen, und die sie als keinen Mundvorrath gebrauchen, verwenden sie also als Materialien bei dem Bau ihrer Wohnungen. Nicht weniger genießen die Schildkröte und das Murmelthier des Winterschlafes. Dieses, das in den Alpen seine eigentliche Heimath hat, begiebt sich schon um die Zeit des Octobers in sein Winterquartier, und verschließt es in der Absicht, darin die rauhe Jahreszeit über zu bleiben. Diese Winterwohnung ist mit so vieler Kunst und Vorsicht angelegt, daß man sie nicht genug bewundern kan. Sie ist unten am Berge gebauet, und einem großen Gange ähnlich, wovon das eine Ende zwei unterschiedene Arme macht. Diese haben ihre eigene Oefnung, und lauffen in eine Höhle aus, die das eigentliche Wohnzimmer des Murmelthiers ist. Einer dieser Arme geht unter dem Wohnzimmer längst

der

der Abschüßigkeit des Berges weg, und ist eine Art von Schleuse, wodurch die Unreinigkeit abgeleitet wird; die andre geht über dem Wohnzimmer weg, und dienet zum Eingang. Das Zimmer selbst ist an dem Boden mit Moos und Heu dick ausgelegt; und auf diesen Betten finden die Einwohner der Alpen sie oft neben einander schlafen. Sie sehen gleichsam ihren tiefen Winterschlaf, worin die Kälte sie legt, und worin sie nichts nöthig haben, vorher, indem sie auf keinen Mundvorrath denken, sondern nur für die Auskleidung ihrer Höhle sorgen.

Auf diese Art erhält die Natur im Winter einige Geschöpfe, ohne daß sie ihnen eine Nahrung geben darf. Und da wir wissen, daß die Schwalben meist von den Fliegen und Mücken im Sommer leben, und sie diese Art der Nahrung nicht im Winter finden würden, so sehen wir auch die Weisheit der Natur in dieser Einrichtung. Andern Thieren weiset sie in den Klippen, Bergen, Höhlen der Erde, und Rinden der Bäume ihre Winterwohnungen an, und läßt sie entweder vorher ihre Nahrung einsamlen, oder hat dafür gesorgt, daß sie sie gleich in der Nähe finden können. Indem der Biber sich in seiner kunst-

reichen Wohnung verbirgt, so schläft der Schmetterling in seiner Schale, mit warmen Faden umwebet.

Vornehmlich aber äußert sich in den Wanderungen der Vögel eine ganz besondere Sorgfalt, die die Natur für die Erhaltung ihrer Geschöpfe hat. Einige ziehen nur aus einem Lande in das andre; andre unternehmen eine weite Reise über das Meer. Ist der Tag gekommen, an welchem sie ihren Aufenthalt zu ändern pflegen, so versamlen sie sich in Schaaren, und scheinen erst Berathschlagungen über ihre weite und beschwerliche Reise anzustellen, die Straße zu verabreden, die Anführer zu erwählen, oder ihren Zug in gewisse Schwadronen abzutheilen. Wenn nun alles zum Abzug vorbereitet ist, so wird das Zeichen zur Aufflucht gegeben, und in dem Augenblick erhebt sich die ganze Völkerschaft mit einem frohlockenden Getöse auf schlagenden Flügeln zu den Wolken hinauf, und fängt an seinen rauschenden Flug durch die Luft fortzusetzen. Wer kan alle Wanderungen zählen, die bei dem Eintrit des Winters in den verschiedenen Erdstrichen geschehen? Und wer kan die befiederten Nationen nennen, die ihren Aufenthalt wechseln? Wie sehr müssen wir

nicht

nicht über die Entlegenheit der Oerter erstaunen, wohin oft die Zugvögel ihren Weg nehmen, und über die Kühnheit eines sonst furchtsamen Geschlechts, das zur Zeit der Wanderschaft keine Beschwerden, und keine Gefahren scheuet? Die Wachteln z. B. ziehen im Frühling aus Afrika nach Europa, weil alsden der Sommer bei uns mäßiger ist; beim Ausgange des Herbstes kehren sie wieder über das mittelländische Meer dahin zurück, um in Egypten und in der Barbarey eine eben so mäßige Luft zu genießen. Indem sie in ganzen Schaaren fortziehen, so sind sie auch mehr für den Wind gesichert, der sie sonst, wenn sie einzeln flögen, leicht zerstreuen könte. Weder die Dunkelheit der Nächte, noch Stürme und Regen führen sie von der richtigen Straße. Sie entdecken, indem sie hoch in der feuchten und unruhigen Luft schweben, und unter sich das wallende Meer nicht fürchten, von Ferne die Inseln, wo sie ausruhen können; und ein frohlockendes Geschrei schallet von Wolke zu Wolke unter dem forteilenden Heere. Nun gelangen sie zu den erwünschten Ruheplätzen, und wie ein Wolkengebirge, dunkel gleich der Nacht, fallen sie nieder, und suchen und finden die Speise, womit sie sich zur Fortsetzung

tzung der Reise erfrischen; gestärkt fliegen sie wieder auf, und verfolgen in gleicher Ordnung ihre Straße. So versamlen sich die Kraniche in langen Reihen hinter ihrem Wegweiser, und ziehen nach den Ufern des rothen Meeres. Da leben sie nun unter einem bessern Himmel, und geniessen eine erquickende Wärme, die sie hier nicht fanden; und die Nachtigal, deren süße Melodien hier schon lange nicht mehr gehöret werden, singt sie iezt in südlichen Gegenden, und entzückt vielleicht iezt ein zärtliches Paar auf seinem Spaziergange.

Diese Wanderschaft der Vögel verdienet gewiß unsre ganze Bewunderung. Welcher Trieb bringt sie zusammen, und lehret sie allemal die gesetzte Zeit, daß sie ihren Aufenthalt ändern müssen? Wer zeiget ihnen die Straße, und welcher Kompaß dient ihnen zur Richtung, daß sie ihre Bahn nicht verlieren? Zwar kan die Aenderung der Witterung, und der Mangel der Nahrungsmittel für sie eine Erinnerung sein, einen andern Aufenthalt zu suchen. Allein, wer sagt es ihnen, daß sie in andern Gegenden bessere Witterung und Nahrung finden können, und wer weiset ihnen diese Gegenden? Durch welche Sprache erklären

klären sie sich die Absicht, ihren Aufenthalt mit einem bessern zu verwechseln? Und vermindert ihre gesellige Versamlung allein die Furcht, die sie vielleicht bei der Unternehmung ihrer Reise verspüren? Hat nicht vielleicht der Grad der Wärme oder der Kälte auf den Abzug der Vögel einen Einfluß? Sagt ihnen vielleicht die Witterung, daß sie in andern Gegenden ihnen die Nahrungsmittel hervorbringe, die ihnen zuträglich sind? Oder führet sie vielleicht ein günstiger Wind auf die neue Straße, schwelt gleichsam ihre Flügel als Segel, und bringt sie über die Wellen der Luft zu den Gestaden, wo die Natur gütiger für sie gesorgt hat? Und hilft nicht vielleicht ein forttreibender Wind ihrem ermüdenden Fluge, besonders wenn ihr Weg über das Meer geht?

Wir mögen diese Fragen häuffen, worauf die Naturforscher nicht allemal zu antworten wissen, weil auch die Natur ihre Geheimnisse hat; so müssen wir doch in den Wanderungen der Vögel eine Vorsehung bewundern, deren Anschauen das menschliche Herz mit Vertrauen und heiterer Zuversicht erfüllet. Welche Wege gehet sie nicht, um einigen Geschlechtern der Vögel Erquickung

und

und Unterhalt zu geben? Wie viele zärtliche Sorgfalt wendet sie nicht an, und mit wie vieler Weisheit beschäftiget sie sich nicht, diese Geschöpfe zu versorgen, wenn ein Erdstrich ihnen das versagt, was sie bedürfen? Solte denn der Mensch, ihr Liebling, und der Herr der Schöpfung, sich nicht als einen vorzüglichen Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit und ihrer Güte ansehen? Die Erde ist überal des Herrn, und wenn er seine wohlthätigen Absichten, die er über uns hegt, vermöge der Gesetze der Natur, und des bestimten Laufes der Begebenheiten an diesem Orte nicht erreichen kan, so führet uns seine Hand in andre Gegenden, wo er uns seine Güter ertheilt. Ist nicht die Geschichte ganzer Völker, und vielleicht unsers eignen Lebens, davon ein redender Beweis? Und sind nicht oft die Wege, auf welchen er die Menschen zu ihrem Glücke in andre Gegenden versetzt, wunderbarer, als die, auf welchen er die Zugvögel führet? Lasset uns seine weise Regierung anbeten, und jeden merkwürdigen Auftrit der Natur in seiner Beziehung auf uns selbst betrachten.

Nichts in dem weitem Reiche der Natur, so weit es sich von einem Pole zu dem andern ausbreitet, ist von dem entblößt, was zu seinem wahren Wohl unentbehrlich ist; und wenn uns auch oft gewisse Theile des Ganzen von der algemeinen Güte des Schöpfers vergessen zu sein scheinen, so hat er ihnen doch den Mangel eines Gutes durch andre Geschenke zu ersetzen gewußt, die sie zu der Volkommenheit bringen, deren sie fähig sind. Ist der Instinkt der Natur bei den Zugvögeln nicht fast eben das, was bei den Menschen die Vernunft ist? Lehret nicht dieser eingepflanzte Trieb, ihren Aufenthalt zu verändern, weil sie sich nicht anders erhalten können, sie das, was sonst die Gabe der Ueberlegung thun würde, wenn sie sie besäßen? Und führt nicht dieser Erinnerer, dessen mächtigen Stimme sie folgen, sie in bessere Gegenden, ohne daß sie erst nachdenken, vergleichen, beurtheilen dürfen, ob der Wechsel des Aufenthalts vortheilhaft sei, ohne daß sie die Beschwerlichkeiten und Gefahren vorhersehen, die ihnen vielleicht auf ihrer weiten Reise aufstoßen könten? So erfindsam ist die weise Natur in der Anordnung der Mittel zu ihren wohlthätigen Absichten, und

was

was sie hier auf diesem Wege erreicht, das führt sie dort auf einem andern aus. Mit wie vieler Einsicht und Ueberlegung hat sie nicht in dem Thierreiche die verschiedenen Triebe ausgebreitet, wodurch jedes zu seiner Erhaltung aufmerksam, und zu seiner Volkommenheit geschickt gemacht wird? Diese eingepflanzten Triebe sind gleichsam die Ausleger des Willens der Natur, den sie von ihren Geschöpfen beobachtet wissen wil, und der Gehorsam, der ihnen in dem ausgebreiteten Reiche der Thiere geleistet wird, wird die Harmonie in einem Theile der Schöpfung.

Der
Winter.

Fünfte Betrachtung.

Nachdem die Wolken mit langen Regen die Erde durchgewässert, und stürmende Winde die feuchten Decken vom Himmel wieder abgewälzet haben; so fängt die Kälte an, die klare Luft einzunehmen, und der Frost die Nächte mit einem durchdringenden Schauder zu begleiten. Die dicken Dünste, die oft einen so schädlichen Einfluß in die Gesundheit haben, zerstreuen sich wieder, und Leben und Munterkeit kehret in alle Glieder zurück. Wie verändert liegt die Landschaft am Morgen hin und wieder in dem weißen Schmuck des Reifes eingekleidet, und wie schimmert sie in dieser Pracht unter dem frühen Lichte des Tages! Die weite Fläche des Landes ist mit einer blitzenden Weiße überzogen; die Bäume scheinen die Blüthe des Frühlings

nachzuahmen, und die Gebüsche zitternde Federn zu tragen; die Hügel erscheinen unter verschiedenen Gestalten und Farben; und die Scheiben unsrer Fenster mahlen uns Blumen und Landschaften vor, oder romanhafte Bilder, die die Einbildung belebt, und die der heitere Morgenstrahl mit Röthe und Feuer durchgießt. Allein, wie flüchtig sind nicht die Schönheiten, die der Reif über das Feld verbreitet, und wie bald zerschmelzt er nicht von der Wärme der Sonne, und wird Nutzen, nachdem er Anmuth gewesen ist? Solten nicht auch wir weise Nachahmer der Natur sein, und von der Dame, die sich vor dem Spiegel schmückt, bis zu dem Schriftsteller, der seine Zeit unterrichtet, das Nützliche mit dem Schönen verbinden, uns dieses für jenes zur Quelle machen?

Aber welches Schauspiel hat nicht noch die Nacht hier gebildet? Wie ist nicht die Fläche des Wassers mit einer blauen Rinde überzogen, und der Boden, der noch am Abend vom Regen durchweicht und schlüpfrig war, gehärtet? Dies ist der Anfang des Frostes, und der feierliche Eintrit des Winters, der, indem er sich uns in Regen und Stürmen näherte, sich noch eine

Weile

Weile hinter der Gestalt des Herbstes zu verbergen schien, um uns nicht auf einmal mit seiner wilden Rauhigkeit zu erschrecken. Wenn er uns vorläufig einige Spuren des nächtlichen Frostes gezeigt, und zarte Gewebe von Eis über dem stillen Teiche ausgebreitet, das gleich der Mittag wieder zerstörte; so fängt er an seine Macht, die Erde zu versteinern, und die Ströme zu fesseln, ganz zu gebrauchen, und das Auge erstaunt am Morgen über die Veränderung, die das Werk einer einzigen Nacht ist. Ein heftiges Blasen der Nordwinde tobt über den Erdboden hin; ihre Kälte, die sie aus ihrer Heimat bringen, oder aus den Gegenden, die sie durchstreifen, mit sich fortnehmen, wird durch die Abwesenheit der Sonne verstärket; die Feuertheilchen, die die Wärme und Flüßigkeit des Wassers ausmachen, verlieren sich, oder werden dichter in einander gezogen; die Bestandtheile des Wassers berühren sich, schließen an einander, und werden hart. Dies ist die Schöpfung des Eises, wovon wir den Frost als den Vater ansehen, und womit er die Flüsse verhärtet, und selbst die Seen für den Fußgänger wegsam macht. Aber wenn die Natur auch gleich im Großen auf die Art handelt,

wie wir es im Kleinen wahrnehmen, müssen wir uns denn nicht noch immer über die Geschwindigkeit verwundern, womit sie oft nur in dem Zeitraume weniger Stunden ganze Wasserbehältnisse in Eis verwandelt? Ist es nicht eins ihrer wunderbarsten Schauspiele, daß über das Wasser, auf welchem heute der Kahn oder andre Fahrzeuge ruderten, in wenigen Tagen belastete Wagen fahren, oder die frohe Jugend da, wo die Wellen schlugen, spielt? Die jährlichen Auftritte der Natur machen zuletzt sehr geringe Eindrücke auf uns; wir achten nicht mehr auf sie, je länger wir ihrer gewohnt werden, und wir fangen an uns heimlich zu überreden, daß dasjenige, welches wir oft sehen, auch unsrer Aufmerksamkeit weniger würdig sei. Allein, wenn ein Mensch, unter dem heißen Erdgürtel erzogen, auf einmal in dieser Jahreszeit in unsre Gegenden versetzt würde; mit welcher Neugierde und mit welchem Erstaunen würde er nicht die Veränderung betrachten, die der Hauch des Winters mit dem Wasser vornimt? Würde er uns wohl sogleich glauben, daß die mit Eis überdeckten Gegenden die Behältnisse eines Flusses oder einer See wären? Und in welche Ausdrücke der Bewunde-

wunderung, und in welche Reihe von Fragen würde nicht seine ganze Seele ausbrechen? Und verliert das Schöne und Wunderbare dieses Schauspiels dadurch in der That etwas, daß wir es jeden Winter sehen?

Wenn auch der Erdboden, und Teiche und stehende Wasser gleich unter dem ersten Froste erstarren, so kämpfen doch gleichsam die Flüsse und Meere noch durch ihre Bewegung wider die gewaltige Hand, die sie zu versteinern droht. Allein wie wenig schützt sie ihr Widerstand gegen die eiserne Gewalt des Winters, und wie vergebens ist das rauschende Getöse, das sie erregen? Allmählich beeisen sich die Ufer; jede Nacht vermehrt die Verhärtung, und erweitert das Gebiete des Frostes; der Strom wird langsamer, und das Rauschen dumpfer; die schwimmenden Eisklumpen stoßen an einander, verbinden sich, und überdecken das Wasser von einem Strande zu dem andern, wie mit einem kristallenen Pflaster, unter welchem der Fluß unbemerkt dahinschleicht, oder unwillig in leisern Klagen murmelt. Wie fest ist nicht diese Brücke von Eis, deren Haltbarkeit, bei ihrer ganzen Last, sich auf das unter ihr wegfließende Wasser gründet? Und

was für schöne Schauspiele gibt nicht der Frost dem Auge? Die See gleichet einem glatten blaulichten Spiegel, auf welchen das Morgenlicht blitzt, ohne sie zu durchwärmen; eine sanfte Brechung der Strahlen, und ein ergötzendes Spiel der Farben erscheint auf der hellen Fläche, indessen daß ihre Ufer von den Schatten der danebenstehenden Bäume geschwärzet werden. Bald mahlet die Sonne auf dem Eise ihr Bild als eine glänzende Scheibe; bald läßt sie die ganze kristallene See in einem rothen Feuer brennen, daß das Auge kaum die Blendung ertragen kan. An jener Seite schwärmt die Jugend des Dorfes auf dem Eise umher; ein Hanfe schwebt auf tönenden Schleifschuhen im geschickten Gleichgewichte so schnell, wie der Flug eines Pfeils, umher, macht hier eine hurtige Wendung, und fliegt dort wieder in einer langen Strecke fort, daß die Blicke ihm kaum mehr in der Ferne folgen können; ein andrer jagt in rauschenden Schlitten herum, und Fröhlichkeit, und Scherz, und Gelächter herschen unter den kleinen zerstreuten Schaaren. Auf dieser Seite lenkt der Landman, der die Früchte seines Fleißes, die Schätze des Feldes und der Wälder der Stadt bringet, seinen Wagen

gen über die gefrorne See, um gutthätig gegen seine Rosse gesint, ihnen den Weg zu verkürzen; da zieht der schwere Wagen knarrend über die neue eisigte Straße, und die Pferde schlagen mit ihrem Huf auf das feste Wasser. Ist nicht die Natur, indem sie selbst die Flüsse und Seen, die nur durch die Erfindung der Schiffahrt wegsam geworden zu sein scheinen, überbrükket, und zu Lastfahren für den Menschen bequem macht, mächtiger, als alle Kunst?

Fast jeder Morgen zeigt uns neue Werke des Frostes von mannichfaltigen Gestalten und Farben, die er in der stillen Nacht verfertigte. Das Dach ist mit silbernen Eiszapfen umhangen; der Wasserfall scheint nur zu rauschen, und Tropfen starren an Tropfen, indem sie fortfließen wollen; und die vom Felsen herabfließenden Regenströme haben ihren Lauf vergessen, und bilden an den Wänden, an welchen sie sich ergossen, lange weiße Säulen, die dem Auge entgegenschimmern. Dan tönet die Erde unter dem Schritte des Reisenden, und jeder Schall bricht heller durch die kalte Luft; jeder Weg, auf welchem vorher der Fuß unsicher ausschlüpfte, ist ein ebenes Pflaster. Vergebens senken sich die Strahlen des

Mittags auf die versteinerte Erde herab; kaum fühlet sie die schwache Berührung des erwärmenden Lichtes, und wenn auch das Thal auf einige Stunden seine Härte erweichet, und sein Eis zerschmelzen zu lassen scheint, so wiederholt doch bald der Frost sein kaltes Blasen, und bezwingt das, was die milde Sonne aufgelöset hatte, wieder unter seine rauhe Herschaft.

Allein, wenn der Südwind sich erhebt, und lange Regen sich zu ergießen anfangen; dann werden wieder alle Werke des Frostes zerstöret, und die festen Eisklumpen zerschmelzen wieder in flüßiges Wasser. Diese Verwandlungen nimt der Winter oft und schnel vor, um durch die Abwechselung sowohl für unser Vergnügen, als für den Unterhalt der Thiere, und den Wachsthum der Saaten zu sorgen; einfallende Regen lösen den Schoos der Erde wieder, und die Bewohner des Feldes freuen sich, daß Quellen sich für ihren Durst wieder eröffnen, und das Gras nicht mehr vom Reif bedeckt, noch vom Frost eingewurzelt ist, und hin und wieder vom neuen hervorsprießet. Alsdan vernichtet oft die Nässe eines Tages, was die Kälte ganzer Wochen gebauet hatte; bis der Frost plötzlich wieder zu herschen

schen anfängt, oder von Nacht zu Nacht Schauder ausbreitet, und almählich seine Herschaft befestiget. Hat er sich ihrer wieder bemächtiget, so verdoppelt er seinen Grim, legt Erde und Wasser in härtere Fesseln, und scheint nichts zu vergessen, was ihn in dem ewigen Besitze seiner Gewalt erhalten könne. Dann wird der Erdboden ein Fels, der unerweichlich ist; die Flüsse werden bis an den Grund eine eiserne Masse; und alle Pflanzen scheinen einem Tode übergeben zu sein, von dem sie nichts wieder befreien kan.

Wer wachet in diesen kalten Tagen, die allen Thieren den Untergang drohen, für ihre Nahrung, Verpflegung und Erwärmung? Es ist eben der algemeine Vater der Natur, der ihnen in den angenehmen und fruchtbaren Zeiten des Jahres die Fülle ihres Unterhalts und Freude gab. Hat er nicht durch eingepflanzte Instinkte für ihre Nahrung, und durch Decken von Federn und Haaren und Wolle, die es ihnen zum Kleide und zum Schutz wider die Luft gab, für ihre Wärme gesorgt? Hat er nicht denen, die weder in den Winterschlummer versinken, noch in fremde Länder sich begeben, warme Höhlen zu ihrem Aufenthalt angewiesen, oder sie der Pflege des

Menschen übergeben, der, indem er für sie sorgt, seinen eigenen Nutzen befördert? Wie manche Thiere werden nicht für die Dienste, die sie den Menschen leisten, von ihnen ernähret und verpfleget? Mit wie vieler Mühe und Unverdrossenheit sorgt nicht der Landman im Winter für seine Heerde im Stalle, und wie geschäftig ist er nicht, Hunger und Krankheiten von ihnen zu entfernen? Und macht nicht die Begierde nach dem Unterhalt einige Thiere so gesellig, daß sie im Winter zu uns in unsre Scheuren und Häuser unter einem gewissen Gastrechte kommen, und ihre Furchtsamkeit verlernen? Schleicht sich nicht selbst der Hase, uneingedenk der Stricke, der Hunde und der Feuerröhre, die auf ihn lauren, in unsre Gärten ein, und sättigt sich sorglos von den Kohlblättern, die für unsre Tische gepflanzt wurden? Wie theuer muß er nicht oft diesen kleinen Raub mit seinem Leben bezahlen? Und wie zappelt er nicht oft in seinem Blute unter kläglichem Seufzen über den unbarmherzigen Menschen, der ihm sein Leben nimt, das ihm schon der Hunger halb geraubt hat, und für dessen Erhaltung er die öde Wüste verlassen, und oft lange gesucht hatte, ehe er ein bewohntes Revier fand?

fand? Komt nicht oft ein veritter Haufe von Vögeln zu den Hütten des Landmannes, flattert an die Fenster, und scheint um eine gütige Beherbergung zu bitten, oder schwärmt zu dem wärmenden Heerd näher hin, oder pickt und sucht auf der Diele umher, und wundert sich über die unbekante Wohnung? Der gütige Wirth sieht die kleinen unschuldigen Gäste freundlich an, wirft ihnen Brosamchen hin, die sie umherhüpfend aufsamlen, und gönt ihnen gern ihre Freiheit, wofür sie ihn auch bald wieder mit ihrem Besuch vergnügen.

Indeß daß der Frost seine mächtigen Einflüsse ausbreitet, so steht der Himmel, so weit er sich wölbt, von der Klarheit des Tages übergossen, und tief mit seinem eignen Blau gefärbt. Wie angenehm ist es nicht, den Himmel in einer reinen Helle zu erblicken, frei von den falben Wolken, die ihn verdunkeln, und seine Farbe auswischen? Und welche geheime Wirkung hat nicht seine Klarheit auf die Seele, und wie geschickt ist sie nicht, jeden melancholischen Gedanken zu zerstreuen, und uns zum Gefühl der Freude zu beleben? Wie Nebel und Dünste die Lebensgeister mat und schlaf machen, der Gesund-

heit

heit nachtheilig sind, und die Seele verfinstern; so erfrischt die Heiterkeit und Reinigkeit der Luft unsern Körper, und erheitert das Herz zu frohen Empfindungen. Wer hat nicht dieses abwechselnde Gefühl erfahren? Scheint sich uns nicht, wenn auf lange Regenwetter Kälte und Frost folgen, ein neues Leben mitzutheilen, und alle Werkzeuge der Empfindung zu schärfen? Wie angenehm erfrischt uns nicht ein Spatziergang bei einer heitern und kalten Witterung, und wie bald beseelt sich nicht unser Geblüte, und verfeinert sich jeder Lebensgeist? Und empfindet nicht selbst die Seele die erneuernde Stärke der Kälte, die die Nerven anspannet; geht sie nicht schneller von Gedanken zu Gedanken, und wirkt in sich selbst mit höherm Feuer, und mit schärfern Kräften? Wer wolte denn aus Weichlichkeit und Verzärtelung eine mäßige Kälte scheuen, die ein Balsam für den Körper, und gleichsam eine Erfrischung der Seele ist? Wer wolte nicht gerne den dumpfigten Kerker des Zimmers oft verlassen, und wenn auch die schlafende Natur keine Reitzung für ihn hätte, doch aus Sorge für seine Gesundheit bei heitern Tagen eine müßige Stunde unter der frischen Luft umherwandeln?

Zwar

Zwar sehen wir oft manches hypochondrische Gespenst einsam auf dem Felde umherirren, das seinen Grillen und den Anfechtungen der Melancholie zu entlaufen sucht; zwar belustiget sich öfter der muntre Jüngling ganze Stunden auf Sohlen von Stahl, oder in fliegenden Schlitten, oder er jagt in Wäldern dem leichtfüßigen Hirsche nach: aber wie selten läßt sich eine Schöne in der kalten Luft sehen? Und wie sorgfältig sind nicht bei einer kurzen Spatzierfahrt die Fenster der Kutsche aufgezogen? Warum fürchten denn die reitzenden Kinder den Hauch des Winters, der, wenn er auch keine sanfte Schmeichelei dem Gefühle macht, doch nicht so rauh und schädlich ist, als sie sich ihn vorstellen? Muß nicht das Geblüte bei einer beständigen Eingezogenheit stocken, und die ewige Gefangenschaft in den duftigen Zimmern das junge Gesicht mit der bleichen Farbe des Alters überziehen? Und ist etwa eine todtenfarbige Haut eine Schönheit geworden? Sehen wir hier wohl die zärtliche Vorsorge, die das schöne Geschlecht sonst so sehr für die Erhaltung seiner Reitze hat? Befürchten sie nichts, angenehme Schönen, von dem kalten Hauch des Winters, der, indem er

das

das Geblüt erfrischt, und die Gesundheit befestiget, auch die Schönheit erhält, und wenn alle Rosen in dem Garten verwelket sind, sie mit einem weit höhern Reitz auf ihren Wangen wieder aufblühen läßt. Wagen sie sich oft mit einer jugendlichen Kühnheit in die freie Luft, und auf offene Spatziergänge; und wandeln sie, mit einem Pelz um die schönen Glieder wider die zu heftigen Angriffe der Kälte beschützt, muthig umher. Indem ihr Anblick dem Dichter, dem sie begegnen, oder dem edlen Jüngling, der sie begleitet, die ganze rauhe Natur um ihn her verschönert, so wird ihr verfeinertes Geblüt in den Adern zu wallen anfangen, ihr Busen frohe Empfindungen, und ihr Witz muntere Scherze erzeugen, und auf ihren zarten Wangen wird sich eine Röthe und eine Anmuth verbreiten, die den ganzen schönen Frühling bei seiner Wiederkunft beschämen wird.

Eben der Winter ist es, der den Erdstrich, den wir bewohnen, zu einem der gesundesten macht; eine Betrachtung, die wir der Vorsehung schuldig sind, und die, so wichtig sie auch ist, uns vielleicht noch nie beschäftigt hat. Sind nicht die heißen Länder weit mehr ansteckenden Krankheiten ausgesetzt,

gesetzt, als diejenigen, die eine mäßige Sommerhitze haben, und davon durch den Frost des Winters wieder abgekühlet werden? Bringen wohl die Menschen in jenen ihr Leben so hoch, als wir in unsern Gegenden? Haben sie die Stärke und Festigkeit der Leiber, die wir besitzen? Und sind ihre Fortpflanzungen so zahlreich, als die unsrigen? Lauter Vorzüge, die uns der Winter vor den Bewohnern der heißen Erdstriche giebt. Und lehrt uns nicht die Geschichte, daß ganze Völker aus Norden herausgegangen sind, und gleichsam durch ihre Ueberschwemmungen verhütet haben, daß die übrige Welt nicht entvölkert würde? Würden wir nicht, wenn nicht der Winter unsre Gegenden wieder erfrischte, von einer ewigen Hitze gedrückt werden, und in einer unbesiegbaren Mattigkeit liegen? Würde nicht die ganze Seele schlaf sein? Würde nicht hin und wieder eine Krankheit ihr tödtliches Gift ausbreiten, die zärtlichsten Familien zertrennen, und unsre Wohnungen ausleeren? Dürfen wir uns wohl noch bedenken, den Winter als einen Freund unsers Vergnügens, und unsrer Zufriedenheit anzusehen, und der Vorsehung zu danken, daß sie uns in einen Erdstrich gesetzt hat, den er mit seinen Vortheilen erfüllet?

Noch

Noch eine Anmerkung für das andre Geschlecht besonders! Werde ich nicht vielleicht unsre Schönen dadurch am leichtesten für den Winter gewinnen, wenn ich ihnen sage, daß er der Vater ihrer Schönheit ist, und ihnen die reine, mit lebhafter Röthe vermischte Weisse der Haut gibt, wodurch sie das Vergnügen haben, ihren Liebhabern und sich selbst zu gefallen? In der That, wenn ihr eignes Auge, indem sie um den blendenden Arm den Schmuck der Perlen legen, oder ihre Haarlocken vor dem Spiegel mustern, bei ihrer weissen und zarten Haut verweilt, wenn sie sich nicht ohne eine heimliche Bewunderung betrachten können, und gern fremde Blicke als Zuschauer locken; fällt ihnen denn wohl ein, daß sie dem Winter diesen Theil ihrer Reitze zu danken haben? Und darf er noch wohl rauh heißen, da er so viel Verdienst um die Verschönerung unsrer Damen hat? Wenn er nie unsre Gegenden besuchte; wie manches feine Gesicht, und wie manche niedliche Brust würde ihre reitzende Weisse mit einer gelben oder schwarzen Farbe verwechseln müssen? Und wie würden unsre Jünglinge in die Seufzer ihrer Schönen girren? Oder sie müßten den Geschmack eines Afrikaners haben.

Der Winter.

Sechste Betrachtung.

Jetzt fangen die Wolken, nachdem sie einige Tage hinter einander dunkel am Himmel aufgethürmt gestanden, unter der Ruhe der Winde an, das schönste Schauspiel des Winters zu bilden, und der Erde eine andere Gestalt zu geben. Wie stil ist die Luft! Wie tief das umher verbreitete Schweigen, womit alles auf das Wunder zu warten scheint, das die Natur zu bilden begint! Indem die in der Höhe versamleten runden Dunsttheilchen nach den bekanten Gesetzen frieren, so schießt der verdünte Salpeter an, der in der Luft, vermischt mit den Feuchtigkeiten, umherschwimt, und empfängt die Gestalt eines kleinen Spießes, der sechseckigt gebildet ist; während daß sich viele solche kleine Spießchen an einander setzen, werden die Wassertheil-

chen, die sich zwischen ihnen befinden, hart, und nehmen die Bildung des Salpeters an; daher die sechseckigten Flocken, oder die kleinen gefrornen Reife, die aus geraden Spitzen bestehen, an welchen sich auf beiden Seiten herunter kürzere Spießchen anschießen, deren Gestalt aber oft von hinzustoßenden Winden verändert wird; dünne und breit sind diese Flocken, und folgsam jedem Hauch der Luft flattern sie mit einem sanften Spiel herunter. Sind sie nicht von der mächtigen Hand der Natur nach dem genauesten Ebenmaaße gebildet? Wie wunderbar würde uns nicht ihre Schöpfung aus einem Dunsttheilchen vorkommen, wenn wir sie nicht jährlich sähen? Wie schnel und unbemerkt geschieht sie nicht? Und wie unendlich ist nicht die Zahl der Flocken, die aus der Luft herabwallen? Einige voraneilende Flocken irren zerstreut vom trüben Himmel herab, und verkündigen den weißen Regen, der dem Erdboden eine neue Decke geben wil, zwar nicht so mannichfaltig anmuthig, als das Kleid des Frühlings, aber wohlthätig und schützend wider die Kälte. Nun fallen sie häufig, und gleichsam in einem beständigen Ausfluß herab, flattern, gleich abgeweheten Blüten der Fruchtbäume,

bäume, unter einander durchkreuzend umher, und nähern sich nach manchem umherwirbelnden Spiel der Erde. Nun kleiden sich die Hügel, und Wälder, und Gefilde in eine schimmernde Weisse, und die dunkeln Flocken in der Landschaft fangen an einen blendenden Schmuck anzunehmen. Alles geht in Licht und Heiterkeit über; und das Auge wird bei den Strahlen der Sonne von der allgemeinen Klarheit der Natur geblendet. Noch immer sinken die wallenden Flocken, drücken das stroherne Dach der Landhütten, beugen die schlanken Aeste der Bäume, ebnen das niedrige Thal, und häufen hin und wieder manchen weissen Hügel auf, bis alle Farben und Gestalten in der Landschaft verschwinden, und die weite Erde einer gleichförmigen Wildniß gleicht. Wie angenehm ist nicht die heitere Verwirrung, worin alles unter einander liegt? Wie bald legt nicht der fallende Schnee ohne Sturm und Geräusch das ganze Land in die winterliche Kleidung? Und welch unerwartetes Schauspiel ist es nicht oft für das Auge am Morgen, wenn es die Sonne gleichsam über eine andere Erde aufgehen, und ein blitzendes Licht über die weissen unermeßlichen Decken von Schnee werfen sieht? Wie unkentlich

sind Wald und Berg und Dörfer in der ungestalten Veränderung geworden? Wie sind alle vorigen Scenen verschlungen? Und was für eine neue Welt zeigt sich den erstaunten Blicken? Die Heerden, die der sanfte Flockenregen auf dem Felde übereilt, kehren Blicke voll stummer Betrübniß gen Himmel, suchen noch eine Weile halb vom Schnee bedeckte dürre Kräuter, und irren, wenn sich die Weide völlig verschließt, in einer traurigen Zerstreuung dem Dorfe zu; der Hirt schleicht langsam hinter ihr her, Flocken versilbern seine Haare, das noch kein Alter gefärbt, und läßt sein Vieh durch sorgfältige Pflege den Winter vergessen, indessen daß der geduldige Ochse, ganz mit der weissen Last bedeckt, aus dem Walde den schwer beladenen Wagen zurückfährt, und Holz zur Erwörmung der Hütte bringt. Dann erhebt er kläglich ein dumpfes Gebrül, und erinnert seinen unachtsamen Herrn, ihn nicht länger der kalten Luft auszusetzen.

So ist die Natur zu allen Jahreszeiten unerschöpflich an Erfindungen, den Nutzen und das Vergnügen der Menschen durch immer abwechselnde Auftritte zu befördern; und wer darf es ihr vorwerfen, daß es dem Winter an Mannichfaltig-

faltigkeit ergötzender Schauspiele fehle? Wie muß sich nicht alles unter ihrer schöpferischen Hand bilden? Wie viele Gestalten läßt sie nicht das Wasser annehmen? Bald formet sie es in einen steinigten Hagel, der auf den Dächern schmettert, und auf der Gassen rasselt; bald verhärtet sie es in starres Eis, und pflastert die wildesten Ströme; bald verwandelt sie es in einen leichten Reif, der die Landschaft überschleiert, und bald in unzählige Flocken, die alle Fluren mit einer einfarbigen Gestalt überziehen. Und wie sehr sind nicht diese mannichfaltigen Abänderungen sowohl für die Bedürfnisse, als für die Verzierungen der Erde gemacht? Können wir die Schauspiele, die der Winter aus dem Wasser und Dünsten bildet, gleichgültig ansehen, da sie so viele Anmuth für das Auge haben?

Er deckt den donnernden Strom mit diamantenem Schilde,
Der alle Pfeile der Sonne verhöhnt,
Beblümt die Felder mit Reif, belaubt die Wälder mit Flocken,
Und fült mit Silber das offene Thal.

Ramler.

Zwar scheint die Erde oft noch unwillig zu sein, die weissen Hüllen des Winters zu tragen, und feuch-

te Westwinde und Regen zerschmelzen bald wieder die ersten Lagen von Schnee. Dann verschwindet die blendende Gestalt des Feldes; die Landschaft wird mit schwarzen Flecken gezeichnet; die Bäume triefen; die Flüsse trüben sich, und schwellen über ihre Ufer hinaus; die Hügel geben den Thälern Bäche, und die Tiefen schlagen Wellen. Bald aber vereinigen sich Frost und Schnee wieder, die Erde zu härten, und sie mit einem blendenden Gewande zu belegen; die Flocken fallen wieder unzählbar, und häufen sich in dicken Lagen, die jede kalte Nacht befestiget, daß der Schlitten leicht über sie dahinfliegt, und sie laut unter dem Fuße des Gehenden knirschen. Eine einzige Stunde giebt der ganzen Erde ihre weisse Tracht wieder, und die vom raschen Frost übereilten Feuchtigkeiten bilden hin und wieder manche seltsame Gestalten, bei welchen das Auge nicht ohne Belustigung verweilt. Die Wälder seufzen unter der kalten Last des Schnees, oder schütteln ihn als einen weissen Staub mit einem hohlen Rauschen dem Nordwinde hin; braun erheben sich dann ihre kahlen Aeste, die bald wieder mit Reif versilbert, und mit Flocken beladen werden. Wenn die Mittagssonne ihre heitern

Strahlen ausbreitet, wie blitzet dann nicht die weite Gegend, die mit Edelsteinen überstreut zu sein scheint? Wie angenehm färbt sich nicht der Himmel mit einem hellen Blau, und locket jedes Auge, sich an seinem Anblick zu ergötzen? Wie vergnügt verfolgt nicht der Fußgänger die weiche Straße, und beflügelt, von der Kälte erfrischt, seine Schritte, indeß daß er mit beiden Händen den rauchenden Athem auffängt, oder die Lippen bedeckt, oder pochend sich um die Brust schlägt, um dem Eindringen der kalten Luft zu widerstehen?

Der Schnee ist die beste Decke, die die Natur dem Korn, und Pflanzen, und Bäumen wider die schädliche Schärfe des Frostes hat geben können. Wenn er gleich dem Ansehen nach kalt ist, so beschützt er doch die Erde vor der Kälte der Winde, erhält in ihr die nöthige Wärme zum Trieb des Samens, und schließt ihn durch seine salpetrische Feuchtigkeit auf. Was für eine Sorgfalt hat also nicht der Winter für die Beförderung unsrer Nahrung auf das künftige Jahr, indem er durch den Schnee unsre Fruchtbäume und Saaten, die Hoffnung des Landmans, vor dem verderblichen Froste bewahret? Wie wirk-

sam ist nicht die Natur, wenn sie zu ruhen scheint, und wie bedachtsam für die Bedürfnisse der Zukunft? Wenn sie in den Tagen, wo die Erde eine ungestalte Wüste scheint, mitten unter den tiefen Schneehügeln, unsre Nahrung für die kommenden Monate bereitet, wenn sie in so vielen verborgenen Winkeln, unsern Blicken, und unsrer Aufmerksamkeit unbekannt, für uns fortarbeitet, und unsre Mitwirkung, unsre Erfindsamkeit, und unsre Arbeiten nicht verlangt; solten wir uns alsdenn noch bedenken, eine weise und wohlthätige Vorsehung zu verehren, und ihr in allen unsern Angelegenheiten zu vertrauen? Aber nicht blos zur Erwärmung, auch zur Befruchtung bedeckt der Winter den Erdboden mit Schnee, der, wenn er aufgelöset wird, weit vortheilhafter, als Regen und alle übrige Düngung ist. Wenn ihn die Sonne mit starken Strahlen erweicht, oder er durch eine gelinde Witterung zerfließt; so senket sich seine nährende Feuchtigkeit tief in die Erde hinein, und füllet die Saftröhren der Pflanzen mit Leben, und mit der Kraft eines schnellen und fruchtbaren Wachsthums. Erwartet nur die Wiederkunft des Frühlings, so wird das Thal, das iezt in

einer

einer einförmigen Weisse hoch mit Schnee angefült liegt, in einem fetten Ueberfluß von Gras und bunten Blumen grünen, und oft unter der Sichel des Landmans tönen, indeß daß sein benachbarter Hügel den Schaafen nur eine dürftige Weide gibt.

Aber nicht blos von der Seite des Nutzens dürfen wir den Schnee betrachten. Die gütige Natur hat außer unsern Vortheilen auch unser Vergnügen bei ihren Einrichtungen zur Absicht, und dieses Vergnügen darf nicht erst aus der Betrachtung unsers Nutzens fließen; es bietet sich auch ohne sie unsern Sinnen, und unsrer Einbildungskraft an. Wie heiter und wie erfreuend geht nicht die Morgenröthe über die beschneite Landschaft auf, und scheint nicht ihr hellerer Purpur die Tage des Sommers zu übertreffen? Wie spielet nicht ihr Glanz über die weissen Flächen, indeß hin und wieder ein feuchtes Gewebe der Nebel sich trent, oder ein dunkler Dampf aus den Landhütten emporwallend verfliegt? Allein, welches Schauspiel kan schöner sein, als wenn die Sonne von der weißgekleideten Erde Abschied nimt? Indem sie in Westen unter dem Gefolge brennender Wolken hinabzieht, so fangen die mit

Flecken bestreuten Hügel an zu errôthen; die helle Uebergöldung lauft von Berg zu Berg, und von Wald zu Wald, bis die weite Landschaft ihren Schnee mit einem heitern Purpur färbt, und die weisse Welt sich endlich zu einem strahlenden Feuer zu entzünden scheint. Almählich verlischt die blendende Klarheit wieder; die leuchtende Röthe des Schnees geht in eine matte Dämmerung über, und das Schauspiel, das unsre Augen entzückte, ist eben so flüchtig, als es prächtig war. Wenn bald darauf der Mond aus der stillen Höhe sein silbernes Licht auf die mit Schnee überdeckte Erde wirft; welcher Anblick, welche sanfte Erleuchtung, und welche angenehme Vertheilung der Schatten! Schwarz fallen sie von Bäumen, von Häusern und Hügeln auf die weisse Fläche, und indem sie einige Gegenden verfinstern, so erheben sich andere in einer silberfarbenen Erheiterung, und ein beständiges Licht scheint von den Feldern Besitz genommen zu haben. Stil verbreitet indessen der Frost seine mächtigen Einflüsse; kein Hauch der Winde läßt sich hören; die weite Schöpfung ruhet; aus den Landhütten schimmern einige blinkende Kerzen mat dem Auge entgegen, indem an dem hellen Gewölbe des Himmels

mels ein Stern nach dem andern hervorblitzt; und wo die Stürme den Schnee von der gefrornen See verjaget haben, da spiegelt der Mond sein blasses Antlitz. Welche sanfte Belustigungen für das Auge!

Indem der Schnee dem Landmann seine Fuhren erleichtert, so ladet er die Jugend der Städte zu frohen Schlittenfahrten ein, einem Vergnügen, um welches vielleicht manche junge Schöne den flockenreichen Tagen entgegen seufzt. In der That, da jede Jahreszeit ihre eigenen Annehmlichkeiten und Ergötzungen hat; so nimt unter den Lustbarkeiten, die besonders dem Winter eigen sind, die gesellschaftliche Schlittenfahrt eine vorzügliche Stelle ein. Wenn der verabredete Tag anbricht, wie eilt alsdenn nicht der erste Blick der Schönen, für welche er ein Fest ist, dem Strahl der Morgensonne entgegen, und forscht nach der gewünschten Witterung? Der Himmel begünstiget ihre Erwartungen, heitert sich mit ungewohnter Klarheit, und Amors verschließen die rauhen Winde in ihren Höhlen, um der zarten Haut der Schönen zu schonen. Nun schmücken sie sich zu der Lust des Tages vor dem immer gefälligen Spiegel, nicht mit dem leichten Gewande, worin die gaukelnden

Frühlingswestte spielten; sondern ein schützender Pelz wälzet sich um den reizenden Leib, und decket die schlagende Brust, die weiche Hand verkriecht sich in einen Muff, alle schönen Glieder werden sorgfältig verwahrt, nur das Gesicht bleibt frei und unverhült, um, wohin die Fahrt auch geht, Heiterkeit unter den Zuschauern zu verbreiten. Die frohe Geselschaft versamlet sich; und ein lautes Gepränge belebt schon die Gassen; Paar auf Paar, so wie es Bekantschaft und Liebe verbindet, besetzet die wartenden Schlitten; der Jüngling schwingt hinter seiner Dame muthig die Peitsche; der Zug geht fort; die Musik ertönt; die Rosse, mit stolzen Federbüschen geschmückt, wiehern in das Geklingel ihrer Schellen, und scheinen an der Freude Theil zu nehmen; ein rauschender Schlitten verfolgt den andern, und so fliegt die vornehme Jugend aus den Thoren der Stadt, indeß daß uneingeladene Matronen mit mürrischer Stirne aus dem Fenster nachgucken, und neidisch auf die Wollust und Eitelkeit ihrer Zeit schmählen, oder klügere Mütter den Geschmack und den Anstand bei der Lustbarkeit billigen. Die fröhliche Fahrt schwärmt in einer langen Reihe über die geebneten Straßen,

und

und erreicht bald ein entferntes Dorf; der Bauer, vom Lärm aus seiner Hütte hervorgelockt, wundert sich über die unerwartete Erscheinung, lächelt ein wenig, und macht die schimmernden Pelze zum Gespräche des Tages; den Damen wallet das Herz vor Vergnügen, und eine frischere Anmuth der Röthe ergießt sich über ihre Wangen; dann kehren sie die aufblühenden Reitze des Gesichtes dem hinter ihnen sitzenden Geliebten zu, jeder Blick und jede Mine fängt an zu reden, und der Mund setzt ihre Gespräche fort. Oft, sagt man, sollen sich die Liebesgötter bey der Lustfahrt einfinden, sich schalkhaft in den Pelzen der Schönen verbergen, und den Jüngling kühn machen, Küsse zu rauben; allein ich weiß es nicht gewiß, und wenn ich es auch wüßte, so wolte ich doch nicht gerne ein Verräther sein, und es der Welt wieder sagen, noch mancher Mutter Verdruß oder Neid erregen. Nach langem Umherjagen komt die vergnügte Geselschaft wieder in die wartende Stadt zurück, und belebt sie vom neuen; auf beiden Seiten der Fahrt steht eine Reihe des Volkes, und Freude ist auf jedem Gesichte; oft mustern die Zuschauer die schönsten Damen aus, und preisen ihre Begleiter glücklich. Oft aber

kehrt

kehrt die fröhliche Fahrt erst am dunkeln Abend in die Stadt zurück, und erfüllet die Gassen mit der flatternden Erleuchtung der begleitenden Fackeln; dann schwärmt sie unter Licht und Dampf mit einem rauschenden Gepränge auf und nieder, bis die keichenden Pferde ermüden, oder die Stunde schlägt, die die Gesellschaft zum Schmaus und Ball ruft. Mit einem heimlichen Wohlgefallen an der Lust des Tages steigen die Schönen aus den Schlitten; in ihren Adern wallet neue Munterkeit, und auf ihren Gesichtern glüht eine erfrischte Farbe; die belebte Einbildungskraft erhält ihnen die Bilder des genossenen Vergnügens, und wiederholt ihnen dadurch gleichsam auf eine Zeitlang den Genuß.

Wie viele Anmuth hat nicht die Schlittenfahrt, auch wenn sie außer zahlreichen Geselschaften angestelt wird? Und wie vielen Vortheil verschafft sie nicht der Gesundheit, indem sie die Seele mit einem neuen Gefühl der Freude belebt? Man entferne von ihr Pracht und Aufwand; wird sie nicht noch immer für den Bewohner der Stadt, der gerne freie Luft schöpft, und für den Weisen auf dem Lande, der in seiner Einsamkeit oft eines Zeitvertreibs bedarf, eine gute Belustigung sein?

Und

Und ist sie nicht der Natur der Jahreszeit gemäß, da sie uns weit geschwinder, als jede andere Fahrt im Winter, von einem Orte zum andern bringt, und uns eine kürzere Zeit der Kälte aussetzt? Und wie angenehm ist nicht die Freiheit, bald nach dieser, bald nach jener Gegend fahren zu können, ohne in den gewöhnlichen Gränzen der Straßen eingeschlossen zu sein, und das Land auf allen Seiten zu betrachten, ohne daß uns hier eine grasvolle Wiese, dort ein bepflügter Acker, oder ein Feld mit reifem Getraide zurückhält? Dann ist es ergötzend, die winterlichen Gegenden zu überschauen, und die mannichfaltigen Gestalten, unter welchen die Hügel und Wälder und Dörfer erscheinen, sie bald im heitern Schnee schimmern, bald im Nebel und Rauch halb umdämmert liegen zu sehen, die Farben der Wolken, und ihre veränderlichen Bildungen zu betrachten, oder den Strom mit einem dumpfen Getöse unter dem Eise murmeln zu hören. Dann samlet sich die Einbildungskraft Bilder auf Bilder, und setzet, oft von der Natur genährt, ein neues Gemählde des Winters zusammen, das der Mahler auf gespannter Leinwand mit Farben, und der Dichter mit Worten

ten ausdrückt. Denn auch die richtig gezeichnete Rauhigkeit der Natur gefält; und welches Auge verweilt nicht gerne bei dem Anblick der Wintergemählde, die wir einigen niederländischen Künstlern zu danken haben? Und wer hört nicht vol Bewunderung den Dichter, den die Natur zu ihrem ersten Sänger bestimte, den Winter mit der Stimme der Sturmwinde und mit dem wilden Geräusch der Fluthen besingen?

Der
Winter.

Siebente Betrachtung.

Wenn ein tiefer Schnee auf den Feldern liegt, sagt Virgil, und die Flüsse sich beeisen, dann ist es Zeit, dem Hirsche Netze zu stellen, und den langohrichten Hasen zu jagen. Wie viel Angenehmes hat nicht für manchen der Winter, weil er ihm das Vergnügen der Jagd anbietet, ein Vergnügen, das dem mänlichen Geschlecht eigenthümlich gehört? Und wer nimt jetzt nicht gerne die freundschaftliche Einladung zu dieser rauhen Ergötzung an?

Kom mit mir in der öden Fluren
    Bereiftes Gras,
Verfolg mit mir des Wildes Spuren
    Im Wald von Glas.

Und hör des Hains Gewölbe schallen,
Wenns Horn erwacht,
Und sich von hohen Bergen fallen
Die schnelle Jagd.

v. Kleist.

So schützt denn nichts die wilden Geschlechter der Thiere gegen die Gewalt der Menschen; selbst die Rauhigkeit der Luft hält ihre Feinde nicht zurück, und der Schnee, der ihre Nahrung verschließt, wird auch ein Verräther ihrer Spuren. Und da die Natur sich wider sie erklärt zu haben scheint; so ist auch der Mensch auf ihren Tod erfindsam, und für sie fürchterlicher, als die Jahreszeit, daß weder ihre List, noch die Schnelligkeit ihres Laufes, noch die Höhe ihres Fluges, sie vor seinen Nachstellungen in Sicherheit setzen kan. Indem ein zerstreuter Haufe von Vögeln auf den nackten Aesten in einsamer Betrübniß sitzt, bald in matten Wirbelungen Klagen über die Unfreundlichkeit des Jahres ausschüttet, und den erstorbenen Bäumen seinen Kummer vorseufzet, bald wieder zu einem tiefen Schweigen verstummet; so blitzt das Feuerrohr aus verborgenem Hinterhalt auf die kleine blöde Schaar, und getroffen sinkt sie unter davon stäubenden Federn

todt

todt zur Erde herab, vielleicht eine flüchtige Familie, die schon anderswo vom tödlichen Knallen weggeschreckt ward, und hier eine Freistadt zu finden glaubte. Da liegt nun das Mänchen bei seinem Weibchen, durch einen gleich blutigen Tod vereint; sie, die wenn sie einander von belaubten Zweigen ihre Liebe entgegen sangen, oft den Dichter zu frohem Gefühle reitzten, oft eine junge Phantasie belebten, oder dem stilhorchenden Mädchen einen zärtlichen Seufzer entlockten; da liegen sie nun, ein Opfer des menschlichen Zeitvertreibs, oder Habsucht, und kein Frühling wird ihre verliebten Melodien wieder hören. Oft, wenn das Paar getrent wird, und indem eins todt auf den Boden fält, das andere dem Schusse entfliegt; in welcher ängstlichen Verwirrung flattert es denn nicht von Baum zu Baum, sinlos und betäubt vom überraschenden Knal, suchet umsonst den geraubten Gatten, und zwitschert den ganzen Winter hindurch in lauter Trauertönen, länger und ernstlicher, als unsre Witwen? Warum verfolgen wir oft mit so vielem Bemühen, und mit so vieler Wuth diese kleinen Völkerchen, die uns niemals geschadet, und die ein so unerheblicher Gewin für uns sind?

Ist der Tod ein würdiger Lohn für ihre holden Lieder, und für die angenehmen Empfindungen, die sie uns dadurch erweckten? Wie wenig befürchteten sie von uns, da sie sich oft über die Nähe des Menschen zu freuen schienen, und desto fröhlicher sangen? Und wie wenig solten sie auch den scheuen, dem sie einen Theil des Jahres verschönern? Bringen wir uns nicht selbst um unser Vergnügen, wenn wir dem Walde seine Sänger rauben? Wenn wir da, wo sie uns oft in Menge entzückten, bei der Zurückkunft des Frühlings nur wenig Stimmen hören, müssen wir uns alsdenn nicht selbst unsre Raubsucht vorwerfen, und den Geist der Verwüstung, mit dem wir in den Wäldern umherstrichen?

Mit mehrerem Rechte scheint sich die Jagd auf andre Thiere zu erstrecken; aber noch immer ist das Eigenthumsrecht, das der Mensch über das Wild hat, und das Vergnügen in der Bestrebung, es in seine Gewalt zu bekommen, mit einer gewissen Grausamkeit vermischt. Die Nützlichkeit der Thiere, und die Nothwendigkeit ihres Todes, wenn sie uns in dem Grade brauchbar werden sollen, als es ihrer Natur nach möglich ist, vermehrt die Rechtmäßigkeit

der Jagd; vornehmlich aber wird sie eine Pflicht, wenn uns die Menge der Thiere schädlich werden würde, und ihre Verringerung für uns vortheilhaft ist. Leicht aber, und plötzlich sei der Tod der Thiere, die uns nicht anders als durch ihren Untergang nützlich werden können; dies ist die Forderung der Billigkeit, wenn sich noch eine Billigkeit bei dem Tödten finden kan.

Allein, stelt uns wohl die tobende Zwangjagd den Menschen als den weisen Herrn der Geschöpfe vor? zeigt sie uns ihn nicht vielmehr als einen Tyrannen, der wütender, als das wildeste Thier, ist? Wenn ein Schwarm von Reutern durch Thäler und Gebüsche und Einöden fliegt, das laute Getön der Hörner die Luft erschüttert, die Feuerröhre donnern, das Geschrei der Hunde, mit menschlichen Stimmen vermischt, umherschalt, und der ganze Wald und alle umliegende Hügel von dem wilden Lerm erbeben; solte man, wenn man es nicht zu seinem Misvergnügen nothwendig wissen müßte, alsdenn wohl glauben, daß sich vernünftige Menschen um nichts Wichtigers bemühen, als einen furchtsamen Hasen zu tödten? Um ein fliehendes Reh die Ruhe der Natur und der Dörfer zu stören?

Es nicht durch einen tödlichen Knal, sondern durch die Angst und Ermüdung einer langen Flucht zu erlegen? Es endlich keichend dahinstürzen, und röchelnd und unter schmerzhaften Verzuckungen den lang geängstigten Geist von sich geben sehen? Und hievon nicht gerühret werden, nicht eine Erinnerung des Mitleidens im Herzen empfinden? Dies eine anständige Ergötzlichkeit nennen, und junge Fürsten, um sie zu Tyrannen ihres Volkes zu machen, daran Theil nehmen lassen? O ihr guten Menschen, die ihr euch eben so wenig auf den Ruhm, als auf das Gefühl der Menschlichkeit versteht, seid ihr wohl der Geschöpfe werth, wenn ihr nur ihre Verwüster, ihre grausamen Verfolger seid? Und wenn eure Macht nur die Plage der Thiere ist, so höret auf, euch der Vorzüge der Herschaft über sie zu rühmen. Wie sehr erniedrigt nicht ein solches barbarisches Vergnügen den Menschen unter seine Würde? Mischt er sich nicht dadurch mit den Raubthieren in Geselschaft, oder macht sich ihnen ähnlich? Und wenn jene wild umherstreichen, treibt sie alsdenn nicht ein harter Hunger und ein gesetzloser Mangel, der sie zum Raube berechtigt? Und schleichen sie nicht

unter der Dunkelheit der Nacht mit einer gewissen Furchtsamkeit umher, da hingegen der Mensch den Tag zum Zeugen seiner Grausamkeit macht, und sich nicht scheut, aus den Martern unschuldiger Geschöpfe ein öffentliches Gepränge zu machen? Gern solte man von dieser Tolheit unserer Zeit, die noch manche barbarische Sitten hat, schweigen, wenn es nicht eine Pflicht wäre, auch einmal für die stummen Thiere zu reden, und den Menschen, der nur sie zu plagen gebohren zu sein glaubt, zu beschämen, wenn man ihn auch nicht erweichen kan. Und wie elend ist nicht der Triumph über ein armes fliehendes Thier? Ist er der vielen Bemühungen, des Ruhms und der Glückwünschungen vernünftiger Wesen werth? Was für ein armseliges Verdienst ist es nicht für einen Herrn vom Stande, keine andre oder keine größere Geschicklichkeit besitzen, als einen Hasen zu schießen? Und dürfen wir den Landjunker beneiden, der es für seine einzige Bestimmung ansieht, sich sein ganzes Leben hindurch mit wilden Thieren zu schlagen?

Für andre von besserm Gefühle mag diese Betrachtung sein. Wenn ein von der Heerde abgeschnittener Hirsch, von dem ganzen wilden

Lerm der Jagd verfolgt, ängstlich durch Wälder fliegt, über ferne Thäler und Klüfte setzt, wenn weder Gehölze noch Moräste noch Einöden ihm eine sichere Zuflucht eröffnen, und ein gewisser Tod auf ihn wartet, wenn die Angst sein schlagendes Herz ergreift, und er bald kraftlos dahinstürzt, bald sich in der Verzweiflung wieder aufrafft, einige Schritte forttaumelt, und athemlos sinkt, wenn der tief ausgepreßte Schweiß auf allen Seiten herabtröpfelt, und Thränen aus seinen beiden Augen fließen, wenn er, indem er ächzend daliegt, von einem Schwarm von Wuth erhitzter Hunde überfallen wird, die ihm überal blutige Wunden beißen, unter welchen er mit einem Röcheln stirbt, worüber die nahen dürren Gebüsche mitleidig zu seufzen scheinen; solte denn noch ein menschliches Herz ungerührt bleiben können? Wie beredt fordert nicht die klagende Stimme der Natur uns unser Mitleiden ab? Wie eindringend ist nicht der Anblick der Angst, der Verwirrung, der Verzweiflung, und der vom Gefühl des Todes erregten Krümmung, und der erbärmlichen Zuckungen eines sterbenden Thieres, eines schönen, edlen und unschädlichen Thieres,

eines

eines Thieres, von seinem eigenen Herrn, dem Menschen, unter dem Beistande wütender Hunde übermant, und grausam gequält? Solte uns eine solche Scene nicht bewegen? Nicht die Empfindung der Thiere im Tode einen tiefen Schauder und Mitleiden erregen? Nicht schon der Gedanke der Vernichtung eines Geschöpfes, das eben sowohl als wir den Schmerz empfindet, und den nahen Tod scheut, der Vernichtung einer thierischen Seele rühren? Wenn ja der Tod der Thiere nöthig ist, solten wir denn nicht, von einem herzlichen Mitleiden durchdrungen, ihn beschleunigen und leichte machen, und ihnen denselben weder lange fürchten noch empfinden lassen? Und kan das Tödten der Thiere eine des Menschen würdige Ergötzung sein? Wohlthun, nicht aber Verderben, bringt ein wahres Vergnügen ein; zu theuer, zu theuer, ihr jagdbegierigen Jünglinge, ist jede Lust, die mit dem Tode eines unschuldigen Geschöpfes erkauft wird.

Noch einige Bemerkungen verdienen hier eine Stelle. Verwildern nicht durch die Jagdsucht die Sitten, und vergesellschaftet sich nicht mit ihnen eine gewisse Rauhigkeit der Lebensart,

die manchem zur Empfehlung bei der Welt gewiß nicht vortheilhaft ist? Man wird es schon einsehen, daß dies nicht von einer mäßigen Jagdliebe, sondern von der wilden Begierde, täglich die Thiere zu verfolgen, zu verstehen sei. Man nehme zum Beyspiel, weil man vielleicht schon von selbst daran denkt, einen Landjunker, der keinen andern Beruf hat, als den ganzen Tag über in den Wäldern herumzustreichen. Man bringe ihn in eine feine Geselschaft. Was für eine Erscheinung für sie und für ihn! Die Damen stecken die Köpfe zusammen, und was ihnen sonst so unnatürlich ist, die schalkhafte Spotbegierde breitet sich auf allen Gesichtern aus. Nach einem tölpischen Hereintrit murmelt er unverständliche Töne, die man ein Compliment heißt, her, und ein mühsames Krümmen seines steifen Rückens legt ihnen eine Bedeutung bei; schon ist er durch die feine Manier, und durch die artigen Ausdrücke, womit man ihn empfängt, verwirt, und er weiß weder wo er die Hände hinstecken, noch wie er den Fuß stellen sol. Die ganze Versamlung schwimt vor seinen Augen; so bestürzt ist er. Man bietet ihm einen Stuhl an; aber er wil sich nicht setzen,

so oft man ihn auch darum bittet, weil ein falscher Wohlstand ihn gelehrt, daß er sich oft müsse nöthigen lassen. Endlich, nachdem man lange die Bitten verschwendet, setzt er sich auf den Stuhl, der unter der neuen Last zu knarren anfängt, und wird darüber feuerroth. Nur fein munter, mein guter Jochem; es wird schon gehen. Alles ist um ihn her Erwartung. Allein er sitzt so unmündig als ein Kind von wenig Wochen da, und gafft um sich her die Geselschaft mit dummen Blicken an. Wird er denn gar nichts reden? Hat er denn nichts gesehen, nichts gelesen? Versteht er nicht den Ton und die Unterhaltung der Geselschaft? Die Dame, die verdamt ist, neben ihm zu sitzen, wendet sich an ihn; kurz werden ihre Fragen beneint oder bejahet, und so oft sie auch das Gespräch abändert, und hofft, daß sie ihn doch endlich auf eine Materie bringen werde, worüber er einige Sylben mehr als Ja und Nein sagen könne, so oft ist ihre artige Bemühung vergebens. Also ist er wohl für das schöne Geschlecht nicht viel unterhaltender, als der Stuhl, den er ausfült. Aber wartet nur; er wird schon seine Beredsamkeit zeigen. Ein Herr aus der Geselschaft,

der

der ihn lange mitleidig angesehen, und vielleicht seinen Geschmack aus dem dummen Stilschweigen geschlossen, trit zu ihm, mit der Frage, ob er ein Liebhaber der Jagd sei, und ob er sich schon damit in dieser Jahreszeit belustiget habe. Was für eine Verwandelung, erstaunlicher, als die mit Pygmalions Säule, geht hier vor! Auf einmal wird dieser Nachkömling des Nimrods lauter Mund; hört nur, wie er seine Triumphe über die Hasen, beredter, als römische Consuls die ihrigen, erzählt, wie er alle Füchse nent, die er erlegt, wie er den Ort und ihre Größe beschreibt, wie er seine Hunde mit Lobsprüchen überhäuft. Nun ist er unerschöpflich in seiner einzigen Materie, und erzählt die Geschichten der Jagd so leicht, als Fontaine seine Fabeln; die Damen lauschen auf das Wunder, das seine Lippen geöffnet, und lächeln einander schalkhaft zu, und wundern sich, wie ein unerwartetes Gespräch von Hasen einen Mund beredt macht, den alle ihre artigen Fragen, den die Feinheit ihres Witzes, und das Bezaubernde ihrer gefälligen Lebensart, und ihrer Reitze nicht aufschließen konten. Eile, vortrefflicher Jochem, von hier, wo man deine Verdienste nicht einsieht, wo man deiner nur spottet, anstat dich zu bewundern;

und

und erzähle, als eine lebendige Chronik der Windhunde und Hasen, deinen Bauern deine lehrreichen und rührenden Geschichten vor, bringe sie sorgfältig deinen Junkern bei, und bilde sie nach dir selbst, damit es doch ja nicht der Nachwelt an einer so verehrungswürdigen Art von Menschen fehlen möge.

Doch lasset uns den Ton ändern. Nicht blos die Verwilderung der Sitten, auch die Verwilderung des Herzens pflegt aus der Jagdsucht zu entstehen. Man stelle sich einen Jüngling vor, in einem Alter, das sich die Eindrücke, die es empfängt, tief und oft unauslöschlich einprägt, wie er von allen edlen Unterhaltungen eines lehrreichen Umganges mit Menschen, und mit Büchern verlassen, sich blos mit den Scenen der Jagd beschäftiget, seinen Verstand nur mit den Vorstellungen fült, die ihr eigen sind, nichts anders oder nichts lebhafter als seinen Gegenstand denkt, kein Vergnügen höher schätzt, als Thiere zu verfolgen, und zu tödten, und damit ganze Jahre zubringt; wird man noch zweifeln können, ob eine solche Lebensart in den Kräften der Seele die schädlichste Unordnung hervorbringen werde? Muß sich nicht der Verstand die Bilder der Wildheit, der Verwüstung,

wüstung, der Grausamkeit eigen machen? Muß nicht das Herz das zarte Gefühl, womit es vielleicht gebohren war, almählich verlieren, und von allen Empfindungen, die uns zu wahren Menschen machen, entblößt, nur einen Gefallen an blutigen und verderbenden Auftritten finden lernen? Und wenn man sich angewöhnt hat, gegen Thiere unempfindlich zu sein, wird man es denn nicht auch leicht gegen den Nebenmenschen sein? Nichts solten wir sorgfältiger, als die Empfindungen des Mitleidens und der Gutthätigkeit, zu bewahren suchen, Empfindungen, die nicht weniger unsre Zierde, als sie das Glück andrer sind.

Besonders scheint die Jagd für Leute, die in wichtigen Geschäften stehen, nicht zu gehören. Auch den Verlust der Zeit, der für sie doch allemal beträchtlich ist, nicht zu rechnen; zerstreut die Jagd zu sehr, und füllt die Einbildungskraft mit Bildern, die oft dem Verfolge der Geschäfte nachtheilig werden. Der Uebergang von ernsthaften Arbeiten des Geistes zur Jagd ist zu schleunig; und ohne Zweifel dienen sanftere Arten der Belustigung überhaupt mehr zur Erholung und Aufheiterung des Gemüths, als die wilden und ungestümen, da sie die Seele mehr in einer gewissen Ruhe lassen.

Noch würde ich das schöne Geschlecht bitten, zum Ruhm seiner feinen Einpfindungen, den es so sehr verdient, nicht an den grausamen Freuden der Jagd Theil zu nehmen:

Doch Phillis Herz erbebet
Bei dieser Lust;
Nur Zärtlichkeit belebet
Die sanfte Brust.

Diese Erklärung, womit mir **Hagedorn** zuvorkomt, sol von allen Schönen gelten; und welche von ihnen wolte sich nicht gerne selbst den Lobspruch eines solchen Dichters zueignen?

Allein werde ich mir iezt auch wohl den Beifal meiner Leser versprechen können, da ich ihnen das Vergnügen der Jagd zu entreißen scheine? Doch nein, es ist die Pflicht des Moralisten, nicht die Belustigungen seiner Mitbürger zu stören, sondern sie nur von allen Misbräuchen zu reinigen, und das von ihnen zu entfernen, wodurch sie entweder der Bestimmung des Menschen nachtheilig, oder für seine Würde erniedrigend werden können. Man jage also, aber als ein Mensch, der Vernunft und Gefühl hat; man bediene sich der mit dem Eigenthumsrechte über die Thiere verbundenen Mittel, sie zu fangen, oder zu schießen, auf eine

weise

weise Art, und nur sparsam, um nicht aus der Jagd einen eignen Beruf zu machen, der wichtigern Beschäfftigungen Zeit und Kräfte, den Sitten das sanfte Wesen, und dem Herzen die menschlichen Empfindungen raubt. Man mäßige das Vergnügen, das man vielleicht in der Verfolgung der Thiere empfindet, weil es almählich in Grausamkeit ausarten kan, und man suche sie mehr in der Absicht, um sie nach dem Wink der Natur für seine Bedürfnisse zu nützen, als sich an ihrem Aufjagen zu belustigen. Man überlege, daß die Jagd immer nur eine rauhe Lust gewähret, und daß uns unsre Zeit eine Menge weit anständigerer Ergötzungen anbietet; und man vergesse endlich nie zu bedenken, daß es der geringste und unedelste Gebrauch von unsrer Vernunft ist, wenn wir sie nur zur Bezwingung der Thiere anwenden.

Der Winter.

Achte Betrachtung.

Siehst du, wie sich die Berge umher im „hohen Schnee erheben; wie die Wäl„der kaum mehr die weisse Last, wo„von sie gedrückt seufzen, tragen können, und „wie die Flüsse vom scharfen Frost in ihrem Lauf „erstarret sind? Vertreibe die Kälte, Freund; „lege mehr Holz zum wärmenden Camin; und „trage reichlicher guten alten Wein auf. Ueber„laß den Göttern das übrige. So bald sie „den Kampf der Winde auf dem bräusenden Mee„re stillen, so bewegen sich nicht mehr die Cy„pressen, noch die alten Hagebuchen. Forsche „nicht darnach, was morgen geschehen wird, und „zähle jeden Tag, so wie ihn das Geschick gibt, „zu deinem Gewin. Verachte in deiner Jugend „weder die süße Liebe, noch den Tanz; so lange

„die frische Stirn noch nicht vom mürrischen Al-
„ter gerunzelt ist. Jetzt laß uns die Oerter be-
„suchen, wo sich die Jugend ergözt, und zur ge-
„setzten Stunde das vertrauliche Gespräch gegen
„den Abend wieder anfangen. Jetzt laß uns ein
„scherzhaftes Spiel mit Mädchen erneuern, die,
„indem sie sich schalkhaft im Winkel verbergen,
„sich durch ein angenehmes Lachen verrathen, muth-
„willig zum Tändeln locken, und sich vom falsch
„sträubenden Arm und Finger gerne Bänder und
„Ringe entkämpfen lassen.„

Horaz.

Könte ich, indem ich von der Geselligkeit im Winter, und von den Vergnügungen, die sie zu befördern pflegt, zu handeln anfange, einen bessern Eingang nehmen, als mit dieser Ode eines Dichters, der seine Freunde zum frohen Genus des Lebens ermunterte, wenn der Frühling das Feld verjüngte, und wenn der Winter die Flüsse verhärtete, eines Dichters, der die Freude in allen Jahreszeiten fand? Und sol das Vergnügen des Weisen an einem Theil des Jahres gefesselt sein? Sol es ganz von der Gestalt des Himmels und der Natur, von den äußern Eindrü-

cken,

cken, die er empfängt, abhangen? Wenn ihn gleich die Schönheiten der angenehmen Jahreszeiten zur Freude beleben, und er die süßen Empfindungen genießet, die ihm die verschönerte Natur erweckt; so ist er doch nicht so sehr ein Sclave der Monate, daß sein Vergnügen allein von ihnen bestimmet würde. Auch wenn der Himmel sich in Nebel und Regen hüllet, und Schneegestöber den Tag verschließen, auch wenn die Erde in ihrer ganzen traurigen Melancholie vor ihm lieget, und weder das Auge und Ohr mehr ergötzt, noch das Gefühl erquickt wird; so weiß er sich aufzuheitern, und Vergnügen aus seinem Herzen, und selbst aus der Rauhigkeit der Jahreszeit herzulocken. So ist die Kunst, die Horaz verstand, und Uz uns beschrieb, die glückliche Kunst, stets fröhlich zu sein, ein beständiges Gut des Weisen, worüber Zeit und Witterung nichts vermögen.

Wenn die Geselligkeit auch allemal die Vergnügungen des Lebens erhöhet, oder uns neue gewähret, so scheint sie dem Menschen doch mehr im Winter eigen zu werden, und ihm in dieser Jahreszeit zum Schutze wider die lange Weile und wider Verdruß und Unlust, die in ihrem Ge-

folge sind, zu dienen. Und warum solte der Weise nicht auch die Geselligkeit lieben, weil sie darzu beiträgt, das Glück des Lebens doppelt zu empfinden, und das Oede und Rauhe der Wintermonate zu vermindern? Warum solte er nicht gerne alles annehmen, was er sich zur Quelle eines neuen Vergnügens machen kan? Wenn die Natur in ihrer ganzen Schönheit lacht, dann können wir uns auch einsam an ihrem Anblicke belustigen; jeder Hügel und jedes Thal giebt uns eine Menge unterhaltender Betrachtungen; und wir fliehen gerne das Gewühl der Menschen, und suchen die Stille des belaubten Waldes, um uns, entfernt von der Welt, den sanften Ergötzungen der Einsamkeit ganz zu übergeben. Allein so bald die Natur uns nicht einen angenehmen Aufenthalt in ihrem Schooße mehr vergönnet, und das Land, und die Gärten ihre Reitzungen verlieren; so fangen wir an neue Vergnügungen in der Geselschaft der Menschen aufzusuchen, und der belebte Trieb zur Geselligkeit stiftet öftere Zusammenkünfte. Werden nicht bei dem Eintrit des Winters die Gartenhäuser verlassen, und vermehrt sich die Stadt nicht wieder mit Bewohnern? Versamlet nicht diese Jahreszeit wieder

die Menschen, die der Frühling hin und wieder auf das blühende Land hin verstreuet hatte? Und vermehret nicht der Winter selbst bei den Thieren die Neigung zur Geselligkeit, da er ihre Bedürfnisse vermehret? Ziehen nicht die Vögel, wenn sie unsere Gegend verlassen, in ganzen Schaaren weg, und versamlen sich nicht andere Thiere zu zahlreichen Heerden? Und in der That, wenn der Winter, der uns gleichsam in unsere Wohnungen wieder versperret, uns nur selten erlaubt sie zu verlassen, wenn uns das Land und der Garten nicht mehr einladen; welcher Trieb ist alsdenn natürlicher und anständiger, als daß der Mensch die Geselschaft des Menschen sucht, und daß er sich nicht nur aus Empfindung seiner Bedürfnisse, deren Befriedigung er oft nur von andern erwarten kan, sondern auch aus Geschmack an dem Vergnügen, das die Geselligkeit gewährt, verbindet? Sucht also der Mensch, indem er den Umgang sucht, nicht auch seine Belustigung? Und wenn uns oft die heitern Tage des Sommers reizten, uns der Geselschaft zu entziehen, um in einer glücklichen Einsamkeit die Annehmlichkeiten des Landes zu genießn; so nöthiget uns iezt im Gegentheil die rauhe Jahreszeit, die Ver-

gnügungen eines gesitteten und freundschaftlichen Umganges wieder zu schmecken. Wer solte gegen den Reitz der Geselligkeit so unempfindlich sein, und ihn, der uns die trüben Tage des Winters aufheitert, nicht gerne zu beleben suchen? Wie leicht läßt sich nicht die Rauhigkeit dieser Monate in einer unterhaltenden Geselschaft vergessen, und wie angenehm verschwindet nicht mancher Abend, indeß daß draußen die Winde heulen, oder Regengüsse plätschern, oder die Kälte wüthet, am lodernden Camin unter Wein und Gesprächen vol Freundschaft und Witz? Ist der wohl ganz ein Mensch, der scheu, wie eine Nachteule, die menschliche Geselschaft flieht, und sich ewig in seiner melancholischen Einsiedelei begräbt, der aus einer stolzen Einbildung von seiner Heiligkeit, oder aus menschenfeindlichem Widerwillen, oder aus einer andern Krankheit der Seele sich vor jeder Zusammenkunft, sie sei auch noch so klein, fürchtet? Verliert er nicht das sanfteste Glück des Lebens, die süßen Freuden der Freundschaft, und die Annehmlichkeiten des Umgangs mit andern? Muß sich nicht ein verdrießliches und ödes Wesen über seine Seele, und über seine Sitten ausbreiten? Und wird er die Pflichten der Geselligkeit erfüllen,

len, wenn sie ihm von seinem Nebenmenschen abgefordert werden? Wird er sie wenigstens ohne Zwang, und mit der Empfindung eines gewissen Vergnügens erfüllen? Der Trieb zur Geselligkeit ist eines der besten Geschenke, die wir aus der Hand der Natur erhalten haben. Sie hat Städte erbauet, und Länder bevölkert, Künste und Wissenschaften ausgebreitet, und Welttheile vereiniget. Sie stillet unsere Bedürfnisse auch in kleinern Verbindungen, sie erheitert und erhebt den Verstand, sie verfeinert die Empfindungen des Herzens, sie belebt die Triebe zum Mitleiden und zur Dienstbarkeit, sie theilt uns die Einsichten der Weisen mit, und trägt gleichsam die edlen Gesinnungen anderer in unsere Seele über, sie giebt den Sitten Anmuth und Gefälligkeit, und legt allen unsern Vergnügungen einen neuen Werth bei. Wenn Tugend, und Freundschaft, und Talente des Geistes die Menschen verbinden, wenn ihre Geselschaft von keinen unwürdigen Leidenschaften beherscht, und unterhalten werden, und wenn ihre öftere Besuchung keine Verletzung höherer Pflichten wird, welches Vergnügen kan alsdenn anständiger und edler sein, als darzu einen Theil seiner Zeit zu verwenden?

Ja dieses ist eine Pflicht, die ihre Stelle unter den angenehmsten einnimt; und unser ganzes Leben versüßet sich, indem wir nicht nur für uns, sondern auch für andere zu leben anfangen. Wie ist nicht der zu bedauren, der eine zu gefühllose Seele hat, oder einen zu sehr verwilderten Geschmack besitzt, als daß er die Annehmlichkeiten einer feinen Gesellschaft, und die Freuden eines freundschaftlichen Umganges empfinden könte?

Nicht sowohl zahlreiche Zusammenkünfte, als vielmehr ein kleiner Kreis von muntern Freunden gewähret uns das wahre Vergnügen der Gesellschaft. Wenn es auch angenehm in jenen ist, neue Bekantschaften zu machen, und also die Denkungsart, die Neigungen, und den Geschmack des Menschen, gleichsam unter neuen Formen, zu sehen; so fesseln sie doch auf eine gewisse Art die Freundschaft und den Witz, und wenn sie uns auch das Ceremoniel, und die Kunst, mit der großen Welt umzugehen, lehren, so lehren sie uns doch selten das, was eigentlich der Mensch ist. Denn nicht die Bekleidung, nicht die Mienen, nicht die äußern Sitten sind das, was an dem Menschen unserer Kentniß würdig ist; wir kennen ihn nicht weiter, als nach der äußern Ge-

stalt, gleichsam nur nach der Hülle, die ihn umgiebt, wenn wir nichts mehr von ihm wissen; aber wir kennen ihn, wenn wir die Eigenschaften seines Geistes einsehen, die Grundsätze, nach welchen er denkt und handelt, die Triebe und Leidenschaften, die sein Herz regieren, und in seine Gespräche und äußere Wirksamkeit ausfließen.

Allein läßt sich der Mensch wohl in zahlreichen Geselschaften sehen, wie er ist? Aendert er nicht sein Gesicht, wie seine Kleidung, wenn er in große Versamlungen gehet? Wie geschickt weiß ihm nicht die Eigenliebe und die Verstellung eine Masque anzulegen, die uns seine wahre Gestalt verbirgt? Wir sehen nur gleichsam die Hülle des Menschen, nicht aber den Menschen selbst. Aber in einem Cirkel vertraulicher Freunde legt er lieber die Larve ab; erlöset von den Fesseln des Ceremoniels, und offenherzig, weil andere es sind, redet er, wie er denkt und empfindet, und das Gespräch wird ein Spiegel, worin wir sein ganzes Herz sehen.

Den Scherz mit Küssen zu verschwistern
Und, fern vom Neid,
Den langen Abend zu verflüstern,
Ist jetzo Zeit.

v. Kleist.

Glücklich ist der Mann, der dieses kan, der bald im Kreise junger Schönen das süße Vergnügen ihres Umganges, vermischt mit Scherz und Spielen der Liebe, genießt, bald die öden Stunden der langen Winterabende den Unterredungen der Freundschaft schenkt, die Rauhigkeit der Zeit und die Thorheiten der Welt verschwatzt. Dann eröffnet sich ganz das Herz der Fröhlichkeit, und den edlen Empfindungen, die die Freundschaft erzeugt; alle seine zarten Triebe werden belebt, und die Vertraulichkeit, die das Innerste der Gesinnungen aufschließt, belohnt, und wird belohnt mit dem Genuß einer geheimen Wollust, die sich nur jemals Seelen von höherer Art mitgetheilet hat. Mit Recht verschließt sich der Weise in dem kleinen Kreis der Freunde und witziger Köpfe, ferne von der großen Anzahl der Narren, bei deren Gegenwart das Gespräch verwildert, und selbst der beste Wein seinen Geschmack verlieret; fern von den Heuchlern, die immer seufzen, Heiligkeit auf der Stirne, und Bosheit im Herzen tragen, und die Freuden des Lebens verdammen, deren sie nicht werth sind; fern von den falschen Witzlingen, die immer Sentenzen sprechen wollen, mit Hofdamen vom Aristoteles reden, oder

vom Homer schwatzen, den sie niemals gelesen, oder ihre Einfälle Voltairen, und Rabnern abborgen; fern von den unverschämten Prahlern, die sich der Gunst der Damen rühmen, die ihnen kaum einen Handkuß erlaubt, und von Eroberungen reden, die sie nur in ihrem verrückten Gehirne gemacht; fern von den Narren, deren ganzes Verdienst von der Gütigkeit des borgenden Kaufmanns, und von der Nehnadel des Schneiders herrührt, die nur einen Werth haben, so lange das vergoldete Kleid um ihren Leib schimmert, und Witz, so lange sie mit der reichen Weste spielen; fern von den Dumköpfen, die ein ewiges Schweigen in der Geselschaft beobachten, oder wenn sie uns diese Güte entziehen, in Loberhebungen ihrer Pferde und Hunde ausbrechen; fern von allen, bei deren Ankunft der Wohlstand und das Vergnügen der Geselschaft entflieht, sitzt dann die kleine Versamlung zärtlicher Freunde in einem Kreise um den helleuchtenden Camin, und laut geht das fröhliche Gespräch umher; jedes Ohr ist Aufmerksamkeit, und jede Stirne Heiterkeit, indem auf dem nahen Tisch der ungefärbte Wein in hellen Gläsern blinkt, oder der geistreiche Punsch aus der hohen Schale

dampft,

dampft, und nicht weit von ihr der aufgeschlagene Horaz liegt, und den geschmackvollen Ausleger erwartet. Und wer wolte nicht gern diesen geselligen Freund aufnehmen, ihn, der uns bald die frohen Scherze der Jugend, und die unschuldigen Vergnügungen der Liebe lehrt, bald beim bescheidenen Glase zu ernsthaften Unterredungen einladet, nicht von fremden Landgütern und Häusern, sondern von dem, was uns selbst betrift, und heilsam zu wissen ist, ob Reichthum oder Tugend den Menschen glücklich mache, was die Quelle der Freundschaft und das höchste Gut sei, bald ohne Galle und Bitterkeit über die Thorheiten der Welt lacht, ein Freund der Menschen, und ihr Lehrer, auch wenn er über sie spottet, ein Dichter, der die Freude und die Weisheit in einem beständigen Bündniß zu vereinigen weiß? So wechselt das kluge Gespräch, bald lehrreich durch Ernst, bald aufheiternd und selbst unterrichtend durch Scherz; und der Witz, der sich bei jeder neuen Erzählung mehr belebt, und alle nach einander beredt macht, erhöht das Vergnügen der Geselschaft, und den Geschmack des Weins. Auch trift alsdenn manchen entfernten Narren ein finreicher Spot, oder ein Freund entdeckt dem

andern

andern unter einer feinen Wendung seine Fehler; der Witz, der die Moral bekleidet, verschaft ihr einen schnellern Eindruck, und unter Freunden darf sich kein Gedanke der Beleidigung einschleichen. Wie der Verstand und das Herz gewint; so entflieht auch jede Wolke von der Stirne; kein Bild der Sorge oder Unruhe erscheint mehr vor der Seele; ihr ganzes Gefühl ist Freude, und ihr ganzer Wunsch auf die Zukunft nichts mehr, als was sie ietzt empfindet. Genossen unter den Vergnügungen der Freundschaft entfliehen alsdenn die Stunden, bis der laute Scherz der Geselschaft von der rauhtönenden Stimme des Wächters unterbrochen wird, und sie sich ungern an die nahe Mitternacht erinnern läßt; dann trent sie sich nach zärtlichem Verzögern, jeder wird von Freude begleitet, und der Mond, der unter Millionen von Gestirnen am heitern Himmel seinen königlichen Glanz verbreitet, oder durch dunkle Vorhänge von Schneegewölken schimmert, erhellet den Weg der Fröhlichen. Wie glücklich ist nicht der, der solchen Festen der Freundschaft manchen leeren Winterabend schenken kan, der bekant genug ist, um geliebet und gesucht zu werden, und der Talente des Geistes genug hat,

um in öden Stunden eine Gesellschaft aufheitern zu helfen?

Wenn die Langeweile die Menschen so oft mit ungleichen Gesellschaften verbindet, so hat die Freundschaft und der gute Geschmack ein weit höheres Recht, gleichgesinte Seelen zu vereinigen. Wie anständig, und wie edel ist nicht die Neigung, mit Personen umzugehen, mit welchen wir schon durch eine gleiche Liebe des Guten und Schönen verbrüdert sind? Mit welcher begeisternden Freude finden sich nicht solche Seelen, und wie beglückend ist nicht der Augenblick, wo ein edles Herz das andere, ein Weiser den andern, ein Mann von Geschmack und Wissenschaft den andern antrift? Und wer kan das süße Entzücken ihrer harmonischen Verbindung nach der ganzen Lebhaftigkeit des Gefühls schildern? Man denke sich aber diese Personen, mit welchen uns gleich edele Neigungen verbinden, in dem ganzen Reiz des schönen Geschlechts, und in dem ganzen Gefolge der Annehmlichkeiten, die ihm eigen sind; was kan alsdenn gerechter sein, als ein schmachtendes Verlangen nach dem götlichen Vergnügen ihres Umganges? Eine Schöne, die, nachdem sie uns durch die Blüte ihres Alters, durch die

heitern

heitern Züge eines feinen Gesichtes, die Morgenröthe der Wangen, das geistreiche Feuer der Augen, den gefälligen Wuchs, den Anstand ihrer Stellung und ihres Ganges, den Geschmack ihres Putzes, die Kunst der Artigkeit, und durch einen freien, aber milden Thon, und wohl gewählten Ausdruck an sich gezaubert hat, nicht nur unser Auge, sondern auch unsern Geist zu beschäftigen weiß; die nach den besten Mustern ihres Geschlechts gebildet, und durch Umgang und eine ausgesuchte Belesenheit mit den nützlichsten Kentnissen der Menschen und der Welt gleichsam genährt, mit Beurtheilung und Anmut spricht; die das Gespräch nach den Einsichten und Neigungen eines jeden mit Leichtigkeit abzuändern, und fortzusetzen, und überal unterhaltend zu sein versteht; die uns unterrichtet, indem sie sich nur selbst belehren zu wollen scheint, und uns durch die Stärke ihres Geistes entzückt, indem sie seine Schwäche von uns unterstützt haben wil; die bescheiden ist, und uns doch sehen läßt, daß sie ihren Werth fühlt; die sich zu Kleinigkeiten herablassen kan, und sich doch nicht von dem Lehrreichen entfernt; die, indem sie den Gedanken vorträgt, auch die Güte ihres Herzens, und ein

sanftes Gefühl ausdrückt; die, wenn wir die Blicke auf sie werfen, uns eine Grazie, und wenn wir sie hören, eine Muse zu sein scheint; eine solche Schöne oft sehen, oft sich mit ihr unterreden können, dies ist die edelste Wollust der Geselschaft. Und was solte sie hindern, reitzende Schönen, uns, die wir sie so gerne bewundern, und uns nie lieber als von ihnen unterhalten lassen, das bezaubernde Vergnügen eines solchen Umganges mit ihnen zu vergönnen, und uns dadurch den ganzen rauhen Winter in einen Frühling zu verwandeln?

Der Winter.

Neunte Betrachtung.

Wenn zahlreiche Zusammenkünfte die Geselligkeit, wenigstens in den Ständen, die am nächsten an einander gränzen, unterhalten, wenn sie die Sitten verfeinern, den guten Geschmack algemeiner machen, die Einwohner eines Orts mehr zur Freundschaft und zur Gefälligkeit gegen einander beleben, und den Fremden außer der höflichen Aufnahme noch die Gelegenheit geben, angenehme Bekantschaften zu machen; so haben sie, von dieser Seite betrachtet, und wegen dieser Vortheile, einen großen Werth. Wenn sie ferner von dem steifen Ceremoniel, das wir Deutschen so lange als ein väterliches Erbgut bewahret haben, das noch in manchen Städten eine sclavische Fessel der Gesellschaft, und ein Gespötte der Witzlinge ist, frei

sind, wenn man einander seine Hochachtung und Freundschaft versichern kan, ohne an lange Formeln und einen leeren Schal von Wörtern gebunden zu sein, wenn man freimüthig, und doch dabei ehrerbietig sein kan, und bescheiden, und doch dabei lebhaft im Gespräch, wenn man, nachdem man dem Stande, und dem Range des Menschen seinen Tribut gegeben, sich nicht mit ihnen, sondern mit dem Menschen selbst unterhält, wenn man zusammenkömt, nicht um sich bewundern zu lassen, nicht um einander mit Verbeugungen und Complimenten zu ermüden, sondern um sich zu sehen, sich zu sprechen, sich zu vergnügen; so haben die Versamlungen der feinern und vornehmern Welt noch einen neuen Vorzug, und es ist nicht nur Wohlstand, sondern auch eine Art von Pflicht, sie zu besuchen, wenn man das Vergnügen anderer vermehren kan, und es auch darf. Auch erhalten diese Zusammenkünfte von der Verschiedenheit und Mannichfaltigkeit der Personen einen besondern Reitz; die Gespräche vervielfältigen sich, die Unterhaltungen wechseln mehr ab, und wenn uns hier ein hirnloser Kopf mit seinem Geschwätze quälen wil, so nähern wir uns dort einem klugen Manne oder ei-

ner Dame, die mit Artigkeit auch Geschmack verbindet.

Nachdem ich diese Vortheile der großen Versamlungen angeführet habe; so wird man mir noch diese Anmerkungen erlauben, nämlich, daß sie, wenn ihrer innern Einrichtung auch nichts fehlt, uns doch nicht zu viel Zeit rauben müssen, weil sie für uns nur eine Art der Erholung und Erquickung sein sollen, und daß der Geschmack an ihnen nicht zur Leidenschaft werden muß, die uns beherrsche. Man muß die Annehmlichkeiten der Geselschaften genießen können, ohne sich von ihnen fesseln zu lassen, ohne sie mit einer unruhigen Begierde zu suchen, und ohne sich selbst zu einsam zu sein, wenn man sie verlassen hat. Wie gerne aber pflegt man nicht den Genuß eines Vergnügens wieder zu begehren, das man einmal geschmeckt hat, und wie bald wird nicht der Geschmack an zahlreichen Versamlungen eine herschende Begierde, die der Ruhe des Gemüths und dem Verfolg der Geschäffte schadet? Allein wird man nicht ein Sclave von dem Geiste der Zerstreuung, weiß man bei der Zurückkehr zur Arbeit die mannichfaltigen Bilder, die die Seele aufgefasset hat, wieder auszulöschen, oder doch

zu verdunkeln, versteht man sich auf die Vergnügungen der Geselschaft, um dadurch aufgeheitert, und zu den Geschäften geschickter zu werden, nicht aber, um neue Begierden aufzunehmen; so kan man die Vortheile der großen Zusammenkünfte genießen, ohne daß sich mit ihnen ein Nachtheil vermischte.

Um zu sehen, was für eine Menge ungleicher Charactere oft zusammen stößt, sol mich iezt einmal meine Einbildungskraft in eine zahlreiche Versamlung versetzen, und meine Leser werden die Güte haben, mich mit ihren Gedanken zu begleiten. Die hohen Thüren der prächtigen Zimmer eröffnen sich, und auf einmal fält uns eine ganze glänzende Welt in die Augen. Die Menge der geordneten Wachslichter, die auf beiden Seiten der mit Tapeten behangenen Wände funkeln, erhebt den Pomp und den Schimmer der vielfarbigen Stoffe; herlicher blitzen Ringe und Edelsteine in dem Hauptschmucke, und um den weissen Hals der Schönen; ein rauschendes Getöse der Complimente strömt durch die vermischte Versamlung, die unter Verbeugungen und Küssen unter einander schwimt, oder die Aufmerksamkeit auf eine hereintretende Dame unterbricht auf einige

nige Augenblicke das laute Weltgepränge, bis es wieder so stürmisch wird, daß die Töne eines andächtigen Wunsches, einer schalkhaften Spötterei, und einer zärtlichen Liebesversicherung, die Stimmen der Matronen und der Stutzer, der Weisen und der Narren, der heuchlerischen Orgons und der buhlerischen Phrynen in einander fließen; alle Verdienste, die der Kaufman und der Schneider nur geben können, alles, was Witz und Geschmack, was die noch mächtigere Wollust und Eitelkeit erfinden, und die Mode, die von Paris aus über ganz Deutschland gebietet, nur anordnen kan, dies alles ist hier vereiniget; jede Kunst, den Körper geschickt zu stellen, den Schnupftoback mit Anstand zu nehmen, den Fächer bedeutend zu bewegen, und das Gesicht bald zu einem gefälligen Lächeln zu zwingen, bald in ernsthafte Mienen zu legen, die wichtige Kunst, von Nichts viel, und vom Erheblichen nichts zu reden, wird hier in ihrem ganzen Umfang angewandt, unterdessen daß eine rauchende Fluth von Kaffee in bunten Schaalen von meißnischem Thon umhergetragen wird, und durch die milde Erfrischung des Geruchs und Geschmacks die Gespräche von neuem belebt. Hin und wie-

der empfängt die gedrängte Versamlung Oefnungen, indem die Damen sich auf den Kanapeen lagern, und mancher Stuhl vor Unwillen knarrend bald den gravitätischen Hofmarschal, eine unbrauchbare Last, bald den centnerschweren Müssiggänger, der von seinen Zinsen feist ist, aufnehmen muß. Nun begint das Geschwätze getheilt, und oft vertraulicher. Hier spricht eine Dame vom Geschirr, das einen Riß bekommen, von der Kunst ihrer Köchin, oder von dem Witze ihres Schooshundes; dort mustert eine andere den Anputz ihrer Bekandtin, tadelt bald den Hauptschmuck, bald den zu reichen Stoff; hier bestimt ein Staatskluger den Marsch, den die Türken nehmen müssen, um Rußland vortheilhaft anzugreifen, und glaubt, daß sie am nächsten durch die Pfalz ziehen würden, schreibt allen Höfen die nöthigen Maßregeln vor, und weissagt, daß die Kaiserwürde nicht lange mehr bei dem Hause Oesterreich bleiben werde; dort rühmt ein Kaufmann, der den Banquerout, den er künftige Messe vortheilhaft spielen wil, schon ausgesonnen hat, den Segen der Ehrlichkeit; und der Einnehmer, der schon zweimal seiner Absetzung sehr nahe gewesen, spricht von der

Achtung,

Achtung, die die Obrigkeit allezeit für seinen Fleiß und seine Ordnung gehabt; hier erhebt eine Mutter die Gelehrsamkeit ihres Sohnes, der kaum weiß, wovon Nepos geschrieben hat, und noch zweifelhaft ist, ob Aachen in Italien, oder im deutschen Reiche liegt; dort plaudert ein süßes Herchen, ganz in Dumheit und in den Duft wohlriechender Wasser gehült, einer jungen Schönen von ihren Reitzen vor, lobt ihr brokadenes Kleid, ihre Uhr, ihre Ohrgehänge; das gute Kind lächelt ihm Beifal zu, neigt sich, und spielt mit ihrem Fächer, und hört seine Schmeicheleien gerne, aber zu ihrer Mama darf der Narr nicht kommen. Was für ein Geräusche erhebt sich auf einmal? Bediente laufen durch einander, tragen Tische her, und belegen sie mit bunten Blättern. Der Zeitvertreib der Klugen und Thoren, der Prälaten und Hofleute, Gelehrte und Dumköpfe, Matronen und Jünglinge, und am angenehmsten Verliebte verbindet, das Spiel begint, und in wenigen Augenblicken sind die Tische besetzt, und alle Hände beschäftigt.

Hier werden meine Leser vielleicht eine kleine Pause vermuthen, und einige Anmerkungen über die Sitlichkeit des Spiels erwarten. Allein, was sol der Moralist thun, der kein Young ist, und der die Vergnügungen der Menschen mit keinem melancholischen Blicke ansieht? Die gar zu zärtliche Moral ist nicht weniger schädlich, als die strenge, und wenn sie manche Ergötzungen billiget, so muß sie befürchten, daß sie den Leidenschaften und der Mode zu viel einräume. Doch was kan sie gegen ein Vergnügen, das herschend ist, und Geistliche mit ihrem Beispiele befestigen? Und würde ich nicht manche meiner schönen Leserinnen am empfindlichsten Orte angreifen, wenn meine Moral so strenge wäre, und alles geselschaftliche Spiel, (denn von andern reden wir hier nicht, weil sie jeder vernünftiger Mensch von selbst fliehen wird) für unerlaubt erklärte? Man spiele also, weil man wil, aber nicht zu oft, und ohne Unruhe des Gemüths, und ohne die Leidenschaft, die man Spielsucht nent. So lange das Spiel kein merklicher Raub unserer Zeit, und unsers Vermögens wird, so lange es nur wenige Stunden dauret, und so lange wir unter dem

verschie-

verschiedenen Wechsel des Glückes heiter und gesprächig bleiben; so lange mag es immer für eine erlaubte Ergözung, und eine gewisse Art der Erholung von den Geschäften gelten. Zwar entziehen wir uns durch das Spiel immer eine gewisse Zeit; allein, da uns andere Ergözungen, die nicht nur erlaubt, sondern auch nothwendig sind, nicht weniger einen Theil unserer Zeit kosten, und da wir, ermüdet von den Geschäften, ihn besser zu unserer Aufheiterung, als zur trägen Fortsetzung der Arbeit anwenden können, so ist der Verlust eben nicht merklich. Man beliebe aber noch zu überlegen, daß die Geschicklichkeit zu spielen nur eine der kleinsten Eigenschaften ist, der man sich kaum ohne Erröthen rühmen solte, und daß es wahre Ehre ist, von unserer Zeit, und unserm Vermögen, auf welches unsre Nebenmenschen einen so gerechten Anspruch haben, mit Ueberwindung unserer Leidenschaften den edelsten Gebrauch, so oft wir können, zu machen. Sol ich befürchten, zu viel, oder zu wenig gesagt zu haben?

Nach dieser kleinen Ausschweifung begebe ich mich wieder in meine Versamlung, und sehe dem Eigensinne des Glücks, das das Spiel regieret, zu.

Wie hitzig ist das Gefechte der Karten, und wie ungeduldig ist die Erwartung der Streitenden auf den Augenblick, der den noch zweifelhaften Sieg entscheiden wird? Er komt; die Ueberwundenen ergeben sich, und der Sieger feiert seinen Triumph. Wie bald ist aber nicht der kurze Friede wieder gebrochen? Kaum sind die Heere von dem Wahlplatz gegangen, so stehen sie wieder in Schlachtordnung, und das Treffen erneuert sich; gleichwie Rom, wenn es eine Schlacht gewonnen hatte, gleich die andere wieder anfieng, nicht aufhören konte zu streiten, so lange noch Völker zu bekriegen waren, und angrief, wenn es auch gleich nicht beleidiget worden. Die reitzende Wilhelmine führet selbst ein Heer an, lächelt, indem sie es mustert, des nahen Sieges gewiß, und spottet, da das Gefechte angehet, schon mit einem schalkhaft fröhlichen Ton über ihre Gegner, und kündiget ihnen eine völlige Niederlage an. Sie siegt; und indem sie die Karten, die sich in ihren schönen Händen zu freuen scheinen, mit Anstand mischt, auch wohl dabei einen gefälligen Blick auf ihre zarte Haut, und auf den an dem geschäftigen Finger funkelnden Stein wirft, so empfängt sie zu ihrem Siege noch die artigen Lobsprüche der

Ueber-

Ueberwundenen, und nimt sie mit einem sanften Lächeln auf. Aber was für Minen entstellen auf einmal das schöne Gesicht? Warum verläßt so geschwind die jungfräuliche Röthe ihre Wangen, und warum wallet ihre Brust stärker unter dem weissen durchsichtigen Flor? Sie verliert, die unglückliche Schöne. Wie viel Mitleiden verdient sie nicht, nicht weil sie verliert, sondern weil sie nicht gelassen verlieren kan? O! solten sie, schöne Wilhelmine, einen Spiegel vor sich haben, wie sehr würden sie nicht über die Entstellung ihrer Minen erschrecken, und wie sehr würden sie sich nicht wider die Leidenschaft erklären, die ihrem reitzenden Gesichte alle seine sanfte Anmuth und Gefälligkeit raubt? Wenn mir auch das Spiel gleichgültig wäre, so kan es mir doch denn nicht mehr sein, so bald es mir das Bezaubernde in dem Anblicke ihres schönen Gesichts nimt, und die holden Züge der Unschuld und Freude in Mienen des Zorns und Verdrusses verwandelt?

Indem ich mich noch mit der betrübten Wilhelmine beschäftige, so schlägt ein donnernder Fluch auf die Spadille mir ans Ohr, der aus dem Munde einer vergoldeten Excellenz hervorbricht; die Damen, die mit spielen, sehen sich an, und ich wende

die Augen weg, denke an den Kutscher des gnädigen Herrn, und gehe weiter. Dort fächert sich eine Dame am Spieltische, und eine höhere Röthe glühet auf ihren Wangen; man weiß nicht die Ursache; das Zimmer ist nicht zu warm, auch hat sie nicht verlohren. Eine andere spielt etwas verwirt, weil sie eben ein feines Lob ihrer Schönheit empfangen hat, und man sagt, daß manche Frauenzimmer, gegen einen solchen Tribut, oft gern die Vortheile des Spiels verschenken. Ich weiß nicht, welcher Zufal jene Matrone mit den beiden süßen Herren verbunden hat; indem diese lüstern nach andern Damen schielen, und nur mit den Händen beim Spiele sind, so versucht sie, sie durch manchen liebäugelnden Blick auf sich selbst aufmerksam zu machen, aber alle ihre großmütterlichen Liebkosungen sind umsonst verschwendet; sie merkt den schlechten Erfolg ihrer Bemühung, und Neid und Verzweiflung erregen ihren Spot, der eben so kraftlos ist, als ihre Blicke waren. Etwas weiter hin sitzt eine Dame, und giebt sich alle Mühe, zu gewinnen? nein, zu verlieren, ihrem Manne zum Possen, der ihr zusieht, um dadurch die Aergerniß zu rächen, die er ihr am Morgen über ihren Anputz gemacht.

Mit diesen Betrachtungen der mannichfaltigen Charaktere, die sich schon bei einer einzigen Art der Ergötzung entwickeln, schleiche ich neben den Spieltischen umher, und lerne mehr, als mir manches Buch nicht sagt. Wie oft sind nicht die Mienen Verrätherinnen des Herzens, und wie deutlich sagt uns nicht oft das ein Blick, was uns der Mund sorgfältig verschweigt? Was lehren uns aber diese sitlichen Bemerkungen, die wir oft an dem Spieltische machen, anders, als daß die Leidenschaften sich immer in unsre Vergnügungen mischen, und daß diese durch den Einfluß, den jene in sie haben, nicht selten verunedelt werden? Sondert von euren Ergötzungen alle fremden Zusätze der Wollust, der Eitelkeit, und andrer niedrigen Begierden ab; verachtet den Misbrauch, schätzet nur den rechten Gebrauch des Vergnügens, und hütet euch, den Wohlstand, und was noch mehr ist, den Adel der Sele zu verleugnen.

Aber nicht alle Personen hat der Gott des Spiels gefesselt; hin und wieder plaudert ein Freund mit dem andern, und auf den Kanapeen stirbt mancher guter Name in dem Munde der Verläumdung. Man versichert sich, wie aufrichtig man sich liebe, und verbirgt mit Mühe den Haß im Herzen; man

küßt

küßt sich, und möchte sich zerreißen; man erzählt die neuen Veränderungen der Regierung, und die artigen Sprünge, die Belindens Schooshund macht; man spricht von der letzten Predigt, und vom letzten Bal, von einer befleckten Ehre, und vom begossenen Kleide, von der versäumten Kirche, und vom vergessenen Besuch, vom Minister und vom Thorschreiber, von Excellenzen, und von Hofnarren; Himmel und Erde beschäftigen die Zungen, und alles ist Gespräch, wenn auch nicht alles Verstand ist. Mit wichtigen Schritten geht ein Mann vom Hofe auf und nieder; über seine breiten Schultern spannet sich ein schönes Band, und an seiner Brust glänzet die Gnade seines Fürsten in einem Sterne, weil er ohne Zweifel dem Lande einen wichtigen Dienst gethan? nein, weil er seinem Herrn in einem geheimen Liebeshandel mit seinen Einsichten beigestanden hat. Ehrerbietig gegen ein solches Verdienst gehe ich vorbei, und höre dort einen Arzt seine Kunst rühmen, der keinem einzigen Kranken aufgeholfen, einen Richter von der Mäßigung und Menschenliebe reden, der nichts lieber als Strafurtheile ausspricht, und einen Rathsherrn sein Ansehen erheben, der niemals etwas mehr, als ein Echo gewesen ist. Aber

wer wolte deswegen eine Geselschaft fliehen, weil sie einige unerträgliche Charaktere hat? Man muß die Thoren wegen der Klugen ausstehen lernen, und die Kunst wissen, gewisse Schwachheiten im Umgange zu ertragen. Wer die Neigungen der Menschen nach seinem Geschmack umgeschaffen haben wil, der verlangt etwas Unmögliches; und da wir über unsere eigenen Thorheiten nicht lachen, worüber würden wir denn lachen, wenn wir keine an andern sähen? Wenn es auch nicht Klugheit ist, so ist es doch Wohlstand, der uns verbinden solte, die Meinungen und Schwachheiten anderer zu ertragen; und wer es nicht kan, der beschwere sich mehr über sich selbst, als über andere. Ich schleiche durch alle, derer leeres Gewäsche ich nicht hören mag, hindurch, und finde bei jener Dame Artigkeit mit Anstand, Witz mit Vernunft, Geschmack mit Klugheit, und Belesenheit mit Bescheidenheit, alle guten Eigenschaften zu einer angenehmen Unterhaltung. Kein Heer von einfältigen Köpfen schwärmt um sie her, wie um die eitele Clarinde; sie sitzt oft einsam, weil sie Verstand hat, die Narren scheuen sich vor ihrem siegreichen Spot, und nur wenige Kluge schleichen zu ihr hinan. Sie weiß sie durch das lehrreichste Gespräch

spräch einzunehmen, und sie verbindet mit der Vernunft alle Anmuth, um nicht blos über den Verstand, sondern auch über die Herzen aller, die sie hören, zu herschen. Allein, indem die Weisheit von ihren süßen Lippen fließt, und jedes Ohr um sie her Aufmerksamkeit, und jedes Herz Vergnügen ist; so verkürzt ein lautes Geräusche, das den Aufbruch der Geselschaft ankündiget, zu früh ihr unterhaltendes Gespräch —. Unter wiederholten Verbeugungen und Versicherungen der Ehre, sich gesehen zu haben, schmelzt die Versamlung almählich aus einander; die Kutschen rollen; die Gassen hallen wieder; die Damen kommen mit frischer Nahrung zum Gespräch, auch wohl (so geht die Sage) zum Gespötte, zurück; der Abendschmaus wird mit neuen Erzählungen von Kleidern und Spiel belebet; und tief im Herzen verborgen bringen oft junge Schönen eine unvermuthete Liebe mit zu Hause.

Der Winter.

Zehnte Betrachtung.

Wenn anstat der frohen Stimmen der Vögel, die in den angenehmen Monaten die Luft und die Wälder mit ihren mannichfaltigen Liedern belebten, überal eine tiefe Stille durch die Natur herscht; wer hört alsdenn nicht gern die Musik in den Zimmern ertönen? Wer nimt nicht gerne ihre sanfte Entzückungen an, die die rauhesten Tage milde machen? Und wer darf sich, so bald er die Schöpferin der Freude hört, noch über das Melancholische des Winters beklagen? Zwar sind die Ergötzungen der Musik an keine Jahrszeit gebunden; aber der Winter bedarf ihrer Gegenwart mehr, als irgend ein anderer Abschnit des Jahres, und vorzüglich pflegt sie auch seine öden Tage zu beleben. Der Frühling und der Sommer

erhalten einen großen Theil ihrer Reitze von den mannichfaltigen Gesängen der Vögel; und da diese im Winter verstummen, so ist die Kunst auch mehr berechtiget, uns die süßen Empfindungen zu verschaffen, die die Musik in jedes fühlende Herz gießt. Wie sehr haben uns nicht in den verflossenen Monaten die harmonischen Lieder der Vögel ergötzt? Und wie gern haben wir nicht oft, um sie zu hören, das Gewühl der Stadt und die Gesellschaft der Menschen verlassen? Wenn die Lerche, indem sie vor unserm Fenster dem Anbruch der Morgenröthe entgegen sang, unsern leichten Schlummer verjagt, und nach dem Erwachen unser erstes Gefühl zur Freude gemacht hatte, wenn uns den ganzen Tag über so viele fröhliche Stimmen mit abwechselnden Melodien unterhalten, und auf jedem Spatziergange über uns und um uns her tausend zärtliche Töne gewirbelt hatten; mit welcher stillen Wollust erfülte uns alsdenn nicht am Abend und in der lauen Frühlingsnacht das götliche Lied der Nachtigal? Wie begeisternd sang sie nicht, daß die getäuschte Einbildungskraft sie noch zu hören glaubt? Bald schlug sie laut, und gurgelte einen schmetternden Schal durch die schweigende Gebüsche;

büsche; bald seufzte sie mat in wehmüthig fallenden Tönen, klagte oft unterbrechend ihr Leiden, lockte zärtlich den verzögernden Gatten, und schien die Stimme der Weinenden nachzuahmen; dann erhub sie plötzlich wieder einen hellen Jubel, und wirbelte ihn manche Minuten lang fort, und wenn ihr Gesang durch alle abwechselnde Töne geflossen war, so versuchte sie, unerschöpflich an Erfindung, neue Melodien. Horchend lagen die Thäler umher; die Winde scheuten sich im Laube ein Gelispel zu erregen; die Weste schienen vor Wollust eingeschlummert zu sein, und der Bach seinen rieselnden Lauf zu hemmen; sprachlos vor Entzückung lag Damot an der wallenden Brust seiner Geliebten, trunken hieng sein Auge an dem ihrigen, und eine beredte Thräne nach der andern rolte ihnen beiden über die Wangen herunter. Aber ietzt, da die Musik der Natur verstummet ist, muß die Musik der Kunst ihre Stelle einnehmen, und die Stimmen der Sängerinnen müssen die Stimmen der Nachtigallen ersetzen. Und verschwindet nicht da der Winter, wie der Frühling in einem Tempe, wo die göttlichen Melodien einer Schmeling ertönen, die einen ganzen Wald vol Nachtigallen

übersingt? Ja, solten diese Ihre bezaubernde Stimme hören, so würde sich plötzlich unter ihnen eine heilige Stille verbreiten; lauschend würden sie auf den Zweigen hangen, und vergessen, daß sie die Lieblingssängerinnen des Frühlings und der Liebe sind; bald aber würde die Eifersucht über die Nebenbuhlerin in der Kunst ihre kleinen Busen erhitzen, und mit einem lauten vereinten Weteifer flösse die ganze Wollust ihrer einschlagenden Lieder in die Melodien unserer Sängerin ein; dann würden in diesem Lustrevier sich alle Amors versamlen, alle Nymphen in den nahen Bächen baden wollen, und selbst die Göttin der Liebe die Grazien zum Tanze anführen; doch endlich würde das ganze Chor der Philomelen, übertroffen von der Stimme, die immer über unsere Herzen zu siegen gewohnt ist, verstummen, nie mehr wagen, ihr den Ruhm des Vorzugs abzusingen, und neidisch würde noch der lezte Triller sich in dem zitternden Laube verlieren.

Ich merke wohl, daß ich hier mit einer lebhaften Empfindung schreibe; aber wer kan von der Musik ohne Gefühl reden? Wer kan Sie, schöne Sängerin, gehört haben, ohne begeistert zu sein? So bald der melodische Gesang von

Ihren Lippen zu fließen anfängt, so bald schmelzt die Sele mit jedem Tone in einer immer süßern Wollust dahin. Dann vergesse ich, daß ich Augen, und eine Reihe reitzender Gesichter vor mir habe, meine Blicke können star auf eine Venus geheftet sein, und sehen sie nicht; nur Hören ist meine ganze Aufmerksamkeit; jede Empfindung folget Ihren Melodien, und jeder Gedanke gehöret Ihnen. Selbst der Unempfindliche fängt an zum ersten male zu fühlen; die junge Witwe vergißt den Plan der neuen Heurath, und Verliebte, die sich lange nicht gesehen, denken nicht mehr daran, daß sie ietzt neben einander sitzen: so sehr ist Ihre Stimme die Gebieterin über die Herzen, und Bezwingerin aller Leidenschaften.

Jetzt ist es Zeit, die Sele mit der Harmonie der Musik aufzuheitern. „Die wilde Witterung des Jahres (dies sang einst Horaz seinen Freunden, und dies singt der Dichter aller Jahrhunderte noch uns) zieht Regen über den bedeckten Himmel zusammen, und Schneegestöber verhüllen den Tag; nun brauset das Meer, und nun rauschen die Wälder vom Ungestüm der Nordwinde. Ergreift, Freunde, diese Zeit als eine gute Gelegenheit zur Freude; ietzt ist es ergötzend, die

Laute zu rühren, und durch die Musik das Herz von den schweren Bekümmernissen zu erleichtern. Jetzt ist der Saal, worin das volle Concert ertönt, ein angenehmer Aufenthalt für Leute von Geschmack und Empfindung. Welcher Geist belebt die Menge der mannichfaltig erschallenden Saiten, und schaft eine Welt von harmonisch verwirten Tönen, die aus den gerührten Instrumenten hervorbricht! Mit welcher feinen Erfindung, und mit welchem götlichen Genie werden alle Töne hervorgerufen, abgemessen, und geordnet, daß sie bald brausend, bald rieselnd, bald steigend, bald fallend, bald fröhlich, bald seufzend durch einander irren, und nach den Absichten des Künstlers zu einem harmonischen Ausdruck der Leidenschaft vereiniget werden, die er erregen wil. Das Herz vernimt den Gang der Töne, und, ohne nach den Regeln der Kunst zu richten, überläßt es sich den Empfindungen, die es in der mannichfaltigen Sprache der Saiten ertönen hört. Jetzt hebt es sich gleichsam zu einer rauschenden Freude, und strömt mit dem hellen Jubel aller Instrumente fort; dann zerfließt es wieder in einer ruhigen Fröhlichkeit, und die Empfindung gleicht dem sanften Rieseln eines

Bachs,

Bachs, der ein lachendes Thal erquickt. Jetzt wird die Sele in eine holde Melancholie eingewiegt, oder das Klagen der Saiten gießt ihr eine stille Betrübniß ein, die selbst wie die Freude ihre Anmut hat; dann schmelzt sie wieder unter den zärtlichen Tönen, die die Stimme der Sängerinnen begleiten, unvermerkt im Gefühl der Liebe hin, seufzet in die wehmüthig sinkenden Triller, und, indem das ganze Herz weich ist, und alle seine Empfindungen zu einer süßen Wollust, für welche kein Ausdruck unsrer Sprache geschickt genug ist, zusammen fließen, so belebt sich die Einbildungskraft, und erhöhet durch die Schöpfung angenehmer Bilder die Entzückungen der Sele.

„Durch die Musik, sagt Pope, empfinden die Selen eine gleiche Gemüthsverfassung, schwellen nicht zu hoch auf, und sinken nicht zu tief. Wenn in der Brust sich stürmische Freuden erheben, so läßt die Musik ihre sanfte beruhigende Stimme erschallen; und wenn die Sele von Sorgen gedrückt wird, so erhebt sie sich in belebenden Liedern. Krieger entflamt sie mit beselten Tönen, und in die blutenden Wunden der Verliebten gießt sie Balsam. Die Melancholie er-

hebt ihr Haupt; Morpheus stehet von seinem Bette auf; ihre Trägheit ziehet die Arme aus einander, und erwachet; horchend läßt der Neid seine Schlangen fallen; kein innerlicher Krieg sezt länger unsere Leidenschaften in Aufruhr, und der Schwindelgeist der Partheien höret seine Wuth hinweg." Die Musik kan den grausamsten Schmerz besänftigen, und die strengste Wuth des Schicksals entwafnen; sie kan den Kummer in Freude verwandeln, und Verzweiflung und Raserei gefälliger machen; sie kan die Freude der Erde vergrößern, und von der Glückseligkeit des Himmels den Vorschmack geben."

Und welches Jahrhundert und welches Volk hat nicht die Musik geschäzt, diese frohe Tochter des Himmels, die zuerst mit den Schäfern weidete, und bald durch die kunstlose Flöte, und bald durch ein Lied vol Natur den Hügeln und Gebüschen das Lob, und den Kaltsin der Mädchen verkündigte, die mit belebten Metal den Helden in die Schlacht begleitete, und die Thaten des Siegers erhob, die, so bald man ihre götliche Macht merkte, an den Oertern eingeführet ward, wo die Menschen empfinden solten, bei dem Dienste der Götter, deren Zorn sie auch

 besänf-

besänftigte, bei der Feier wichtiger Feste, und bei den Stiftungen der Bündnisse und Verträge die die mächtige Dichtkunst noch mächtiger machte, und der Jugend die Wunder der Geschichte lehrte, die noch iezt manche unsrer geschäftlosen Stunden ausfült, und eine unsrer edelsten Unterhaltungen unter den Künsten ist, und selbst unsern Gottesdienst feierlicher und rührender macht, die den Landman auf dem Felde, und seinen Fürsten in der Oper entzückt, verschieden im Ausdruck, und an Volkommenheit, aber erschaffen für jedes Herz, die algemein verständliche Sprache der Natur, die Perser und Griechen gleiche Regungen empfinden lies, und den Ueberwinder der Welt gleichsam mit einem Klang überwand? Ja die Musik ist für alle Zeiten, und für alle Menschen; sie nimt ihren Weg gerade zu dem Herzen, und wird von allen, die nur irgend empfinden können, verstanden. Wie sehr machen sich nicht Genie und Kunst, die die Musik erhöhen, um das Vergnügen ganzer Nationen verdient? Wie viele Menschen und wie viele Städte sind nicht schon durch die Meisterstücke eines Graun und Telemann entzückt worden? Und wie viel sind wir nicht Italien schuldig, das

in seinem Schooße die Musik, eine junge Göttin, gleichsam bis zur völligen Reife ihrer Schönheiten erzogen hat?

Nicht blos die Ergötzungen des Ohres, nicht blos die Erregung und Besänftigung der Leidenschaften macht das ganze Verdienst der Musik aus. Weil sie sich mit den Empfindungen beschäftiget, so erweichet sie auch das Herz, und verfeinert seine Neigungen. Wie sehr ist nicht schon die Zerstreuung des Kummers und der finstern Gedanken, und die Aufheiterung der Sele ein Vortheil der Musik, den wir oft nur bei ihr finden, wenn wir ihn nicht in den Armen der Freundschaft noch der Weisheit zu finden wissen? Aber, welcher Gewin ist es nicht noch, wenn sie unsere Neigungen menschlicher macht, wenn sie ihnen eine gewisse Milde und sanfte Weiche ertheilt, die die Eindrücke einer zärtlichen Freundschaft, einer leutseligen Gesinnung, und einer wirksamen Menschenliebe leichter annimt, bald von den Leiden und Bedürfnissen anderer, und von ihren Dienstleistungen gegen uns gerühret wird? Und dieses ist die Macht der Musik; sie belebt die Empfindungen; sie giebt dem Herzen eine gewisse Leichtigkeit des Gefühls, und eine

gewisse

gewisse Feinheit und Güte in den Trieben; und man hat angemerkt, daß Fürsten sich selten zum Zorn und zur Härte haben hinreißen lassen, die die Musik geliebt; denn die Neigung zu ihr gründet sich schon auf eine gewisse Anlage der Sele zum Sanften und Zärtlichen. Selbst die Sitten gewinnen, und nehmen mehr Gefälligkeit und munteres Wesen an.

Auch hat die Musik mit den übrigen schönen Künsten das Amt, den Geschmack zu verbessern, gemein. Allein dieser Geschmack ist nicht blos darauf eingeschränkt, daß er uns in den Werken der Künste das Schöne empfinden lehrt; er muß uns auch ins gesellschaftliche Leben begleiten, sich gleichsam mit in alle unsre übrigen Empfindungen und Urtheile mischen, und unsern Handlungen einen gewissen gefälligen Anstrich geben. Wer seine Ohren und sein Gefühl lange an die wahre Musik gewöhnet hat, wird der nicht ein Wohlgefallen an allem finden, was übereinstimmend, und schön, und anständig ist, auch wenn er es außer dem Gebiete der Künste antrift? Wird der, der die Harmonie in den Tönen liebt, sie nicht auch in dem sitlichen Betragen lieben? Und werden nicht alle seine Urtheile und Hand-

lungen

kungen von der Fertigkeit, richtig zu empfinden, und überal das Anständige, das Schöne und Edle zu wählen, einen neuen Glanz erhalten? Unstreitig ist der Einfluß der Musik, den sie in die moralische Harmonie der Menschen hat, einer der erheblichsten.

Dieser wird noch mehr befördert, wenn die Poesie mit der Musik sich vereiniget, und beide den Lehren der Weisheit, unter den Entzückungen des Ohres und des Geistes, einen leichtern Eingang ins gerührte Herz verschaffen. Welche Macht hat nicht ein Lied von Hagedorn und Gellert auf den Lippen einer schönen Sängerin, und von der holden Stimme der Saiten begleitet? Wer wünscht sich da nicht ganz Ohr zu sein? Wer prägt sich nicht alle Bilder und Empfindungen, die in dem Gesange liegen, und die, die er erweckt, tief in die Sele ein? Und wer erneuert nicht gerne bei sich das süße Andenken an sie?

Wenn diese und noch andere die Vortheile der Musik sind; wie anständig und wie edel sind denn nicht die Zusammenkünfte zu Concerten? Und wie würdig, selbst von der Moral angepriesen zu werden? Unter allen Ergözungen und Arten des

Zeitvertreibes ist die Musik die beste; und die Zeit, die wir unsern Geschäften ohne Nachtheil entziehen, um sie ihr zu schenken, wird ein wahrer Gewin für uns. Wie rühmlich ist es nicht für einen Ort, wenn seine Einwohner Geschmack genug haben, um sich zu öffentlichen Concerten zu versamlen; und wie vortheilhaft pflegt nicht der Fremde von der Achtung zu urtheilen, die man der Kunst erweiset?

Aber auch in der Einsamkeit, und in den öden Stunden, wo wir, müde von Geschäften, einer Erhohlung bedürfen, und sie nicht erst in Geselschaften suchen wollen; was für eine süße Unterhaltung und Erquickung des Geistes gewährt uns da nicht die Musik? Wie bald fliehen nicht, wenn sie erwacht, alle Bilder des Kummers, und wie sanft erheitert empfindet nicht die Sele die Ankunft der Freude, von deren Reitz sie belebt wieder zur Arbeit zurückkehrt? Allein wie angenehm ist es nicht auch, mit einem Freunde, und mit einer gefühlvollen Schönen die Vergnügungen der Musik zu theilen, und mit ihnen manchen einsamen Winterabend am Clavier zu versingen? Dann vergessen wir, auf das Geplätscher der Regengüsse, und auf das Geheul der Stürme

zu hören, oder sie dünken uns weniger wild; die süßen Lieder einer Geliebten scheinen die Wuth der Witterung zu besänftigen, und selbst die rauhen Winde in eine aufmerksame Stille zu singen. So ergötzend es auch ist, eine Schöne unter einem zärtlichen Liede, das ihr eine unschuldige Liebe eingab, und die Einsamkeit singen läßt, zu belauschen; so ist der Anblick einer Dame noch entzückender, die, umringt von ihren kleinen Kindern, am Clavier singt, und ihnen Wohllaut und Empfindung einflößt. Wie aufmerksam stehen nicht diese jungen Grazien um sie her, und horchen auf die hellen Saiten, und auf die geliebte Stimme? Bald hüpfen sie, wie der fröhliche Klang; Heiterkeit ist auf ihren Mienen, und Leben in allen Gliedern; bald wagen sie selbst einen Ton, und sehen lächelnd die Mutter an, begierig nach ihrem Beifal; bald dringt eine gute Lehre und eine edle Empfindung mit dem Gesang in ihre Herzen, und wird unvermerkt ein Saame der Tugend. Kein Zeitvertreib ist selbst für die zarte Kindheit anständiger, als die Musik; und nichts ist für sie vortheilhafter, als sie früh an ihre Harmonien zu gewöhnen. Dadurch gesellet sich die Freude, ihre beste Gespielin, die man nie-

mals von ihrer Seite entfernen solte, am leichresten zu ihnen; die Sele bildet sich almählich durch ihre innere Heiterkeit zur äußern Freundlichkeit, und zu sanften Gesinnungen gegen andere; der Saame des Geschmacks an dem Schönen und Harmonischen wird gleichsam in ein frisches, und noch unverdorbenes Erdreich geleget; und ein Alter, das die gewöhnliche Form der Unterweisung scheuet, ist niemals gelehriger, als wenn der Unterricht sich unvermerkt unter seine Ergötzungen mischt.

Es sei also in diesen Monathen die Musik oft die Schöpferin unsers Vergnügens in zahlreichen Zusammenkünften, und zu Hause. Sie erheitere die Runzeln des Greises, und belebe die leeren Stunden der spielenden Kindheit. Die spröde Schöne müsse den silbernen Klang der Saiten vernehmen, eine zärtlich aufwallende Empfindung in der Brust dulden, und aufhören, die Liebe zu verachten; der wilde Jüngling müsse den stürmischen Berauschungen der Lust entsagen, sich der Musik in die Arme werfen, und unter ihren stillen Ergötzungen zahm werden; die mürrische Alte müsse anfangen zu liebäugeln, und der Scheinheilige vor Wollust zu seufzen, und es seinen Nachbar hören lassen, daß er noch ein Mensch ist; und wenn Tiger und Löwen,

wen, als Orpheus seine Leyer rührte, aus ihren Höhlen hervorbrachen, freundlich sich um ihn herdrängten, und die bezaubernden Saiten leckten, so müsse auch jede Sele ihre Wuth und ihren Haß vergessen, der blutdürstige Verfolger müsse seinen grausamen Entwurf fahren lassen, und, erweicht und menschlich gesint, eilen, seinen Feind zu umarmen, und ihm sein Herz wieder anzubieten. Götliche Musik! die du ehemals Wälder und Felsen bewegtest, und wilde Thiere bezähmtest, beweise noch deine Macht, und thue, was kein Moralist kan.

Der Winter.

Eilfte Betrachtung.

Außer den sanften Vergnügungen der Concerte sind dem Winter auch die Ergötzungen der Bälle eigen; und wie oft überwindet nicht ietzt ein fröhlicher Tanz die Kälte und die Melancholie der langen Abende? Wenn der Tag, zum Tanze bestimt, über die beschneite Welt aufgeht; wie heiter strahlt er alsdann nicht in die Schlafgemächer der Schönen, um sie zu dem erwünschten Feste zu wecken? Noch entzückt sie der süße Traum, und täuscht sie vielleicht mit einem Kuß, den ihnen ein Geliebter raubt, und worüber ihre Wangen noch höher erröthen; oder vielleicht mit etwas Wichtigern — mit den Freuden der nahen Hochzeit. Noch verschließt sich in manchem sanft schlummernden Auge das siegreiche Feuer, das selbst den Weisen oft bethört, und noch liegt manches reitzende Gesicht in stiller Schönheit da, erheitert vom Glanze des Mor-

genlichtes, das seine Rosen blühender färbt. Aber wenn die Schöne das Auge eröfnet, dann ist die Lust des Tages ihr erster Gedanke, und lächelnd glühet ihr Blick der freundlichen Sonne entgegen; dann scheint ihr die ganze Natur ein heiteres Ansehen zu haben, und die Gegend vol vom blendenden Schnee, und vom blitzenden Morgenstrahl beleuchtet, im Reitz des Frühlings zu schimmern, so sehr verschönert die vergnügte Sele, und die erregte Einbildungskraft ihr alle Gegenstände; dann wagt sie (eine ungewöhnliche Ueberwindung) gleich nach dem Erwachen den zarten Fuß aus den Pflaumdecken heraus, schlüpft behend hinter der flatternden Gardine hervor, und eilt, wer weiß es nicht wohin? und eilt an den geliebten Nachttisch. Verzeihen sie, gütige Schönen, wenn ich sie hier, wo sie am meisten ihre schöpferischen Talente zu entwickeln pflegen, belausche; gern bewundere ich ihren Witz, und ihre an Erfindungen unerschöpfliche Kunst, die sie auf die wichtige Sache, auf ihren Putz, so rühmlich zu verwenden wissen; und können sie es mir übel nehmen, wenn ich ihnen noch mehr Bewunderer zu erwerben suche? Thut man ihnen nicht in der That Unrecht, wenn man ihrem Geschlechte einen weit geringern Grad der

Geduld

Geduld zuschreibt, als dem unsrigen? Und hat dies nicht manches böse Buch gethan? Allein haben die, die ihnen den Vorwurf machen, wohl gesehen, wie viele Stille des Gemüths, und welche Geduld sie ganze Vormittage lang unter den Händen ihrer Kammerjungfern, und vor dem Spiegel beweisen?

Kaum ist die junge Lesbie aus ihrem Schlafgemach getreten, so sitzt sie schon wie eine Vestale, mit einem weißen Gewand um die schönen Glieder bedeckt, in ernsthafter Beschäftigung vor dem Nachttisch, und schmückt sich zur feierlichen Lust des Tages. Was für glänzende Schätze und Heiligthümer des Putzes liegen nicht vor ihr ausgebreitet? Hier blitzen Ringe und Juwelen, und alle Farben glühen mit wechselndem Lichte in einer Reihe von Edelsteinen; es schimmern silberne Stecknadeln, und funkeln Ohrgehänge von mannichfaltiger Pracht; goldene Tabacksdosen, und Uhren, und ausgelegte Schachteln und Büchsen, die einen süßen Wohlgeruch ausduften, sind mit einem zierlichen Anstand geordnet; auch liegt wohl ein zärtlicher Brief unter den Kostbarkeiten aufbewahrt, denn welche Schöne liebt nicht die Opfer der Liebe, selbst wenn sie die Wünsche des Liebhabers nicht erhören wil? Aber kein neugie-

riges Auge findet hier Muschen und Schminkwasser, weil Lesbie zu sehr ihre Schönheit kent, als daß sie sie durch Anstriche der Kunst erst erhöhen dürfte, und sich zu sehr liebt, als daß sie sich mit den eiteln Matronen, die gerne noch jung sein möchten, um erobern zu können, und vergebens das Alter der gerunzelten Wangen hinter einer falschen Röthe zu verbergen suchen, dem Gespötte Preis geben solte. Es ist nicht, bejahrte Damen, die sie es mit der Welt noch so gut meinen, und sich ihr nicht in ihrer wahren Gestalt zeigen wollen, es ist nicht der geborgte Reitz, der uns verführt; sie sind desto sicherer vor unsern Blicken, je mehr uns ihre Wangen die Jugend künstlich anpreisen wollen; und wenn wir aufmerksam genug sind, sie zu betrachten, so sehen wir in der Farbe die ganze Eitelkeit ihres Herzens, die sich lebhaft auf dem Gesichte mahlt. Haben sie immer Ueberwindung genung, so zu erscheinen, wie es der Natur gefält, sie erscheinen zu lassen; sie haben nichts Wesentliches verlohren, wenn ihre Blüte abgefallen ist; nicht sie, sondern die Strenge der Zeit, wogegen sie nichts vermögen, ist es, die ihnen ihre Reitze raubt, und die einst ihre blühenden Töchter ihnen ähnlich machen wird; die wahre Zierde eines Frauenzimmers

zimmers ist der Ruhm, edel gelebt zu haben, und wenn die Schönheiten des Gesichtes verschwunden sind, so ist es Zeit, uns durch die Schönheiten des Geistes weit mehr zu entzücken, als es durch jene geschehen konte; niemals können sie uns für die verblüheten Annehmlichkeiten ihres Körpers glücklicher schadlos halten, als durch die Weisheit ihrer Sele, über welche die zerstörende Hand der Jahre nichts vermag. Doch bald hätte ich meine Lesbie mit den Kostbarkeiten ihres Nachttisches vergessen. Noch sitzt sie auf dem Stuhle geheftet, indessen daß ihre geschäftige Zofe die schwarzglänzenden Haare ringelt, Locken an Locken aufbauet, und sie mit Wohlgerüchen und Juwelen durchwebt. Während dieser sinreichen Bemühung, den Hauptschmuck zu vollenden, wirft die Schöne oft einen kritischen Blick in den vor ihr aufgestelten Spiegel, mustert alle Locken, ob sie mit gutem Geschmack geordnet sind, und ermuntert die Priesterin des Putzes mit artigen Lobsprüchen; oder sie liest im Gellert, und indem sie ihn seine Selinde schildern sieht, so schlüpft ihr Auge unvermerkt vom Buche weg, lächelt dem Spiegel zu, und erblickt Selinde,

Das schönste Kind zu ihren Zeiten,
Selinde, reich an Lieblichkeiten,

Schön, wenn ich also sagen mag,
Schön, wie das Morgenroth, und heiter, wie
der Tag.

Doch glaubt sie, was jene vom Mahler, daß ihr der Spiegel schmeichelt, und je mehr sie es glaubt, desto weniger schmeichelt er ihr. Ein seltenes Beispiel, daß der Spiegel einer Dame zu viel Schönes an ihr selbst vorzeiget. Aber welchen Reitz legt nicht die Bescheidenheit der Schönheit bei? Lesbie ist bezaubernd, ohne es wissen zu wollen, und sie schmückt sich, nicht um mehr bewundert zu werden, sondern um mit dem Anstand, den sie ihrem Alter und ihrem Range zu geben schuldig ist, unter ihren Gespielinnen zu erscheinen, und sie weiß, was so viele nicht wissen, sie weiß sich zu putzen, ohne den Tadel der Moral zu verdienen. Ihr Anzug von der funkelnden Juwele in den Locken, bis zum kleinen Schuh, ist mit einer gewissen Feinheit des Geschmacks ausgesucht, und angeordnet; nicht durch die Rathgebungen ihrer Freundinnen, die sie darüber erst hätte beschicken dürfen, sondern durch ihr eigenes Gutdünken, das ihr Regel genung ist. Die Farbe ihres Kleides, und seine Besetzung, ihr Hauptschmuck, die Geschmeide um den blendenden Hals und um den weichen Arm, alles ist mit einer

ner feinen Wahl zusammengeordnet, daß ihre Reitze noch durch ihren Putz gewinnen, und jede Miene belebter wird. Was für eine reine Röthe ist nicht über ihre Wangen ausgegossen, und was für eine sanfte Anmuth spricht nicht aus ihren schwarzen Augen, deren Lächeln selbst einen Cato unruhig macht? So geht die reitzende Lesbie zum Bal; und alle Liebesgötter drängen sich, sie zu begleiten. Die ganze Schaar der Jünglinge erwartet sie; sie kömt, und alles ist Freude; sie kömt, und überal sind schalkhafte Amors in den Falten ihres rauschenden Stoffs versteckt; sie siegt, ohne siegen zu wollen, und alle Blicke, und alle Herzen folgen ihr, ohne daß sie die Miene machte, sie zu fesseln.

Unterdessen sitzt auch die betagte Beatrice, und putzt sich zum Bal. Sie hätten nicht nöthig, gute Madame, sich so sehr zu bemühen, denn die schlaue Welt sagt es schon, daß sie, wenn sie öffentlich erscheinen, zwanzig Jahr jünger, als in ihrem Schlafgemache sind, und daß sie in Gesellschaften ein anderes Haar, als zu Hause tragen. Man spricht auch so etwas von geborgten Zähnen; aber wer wolte sogleich jedem Gerüchte glauben? Indessen beseufzen sie immer die Flüchtigkeit der menschlichen Dinge vor ihrem Spiegel; aber lassen sie ja die verwelkte Natur in Ruhe; der Win-

er läßt sich zu keinem Frühling umschaffen, und wenn es wahr ist, daß sie geblühet haben, so lassen sie es auch wahr sein, daß man da keine Blüte mehr zu erkünsteln suchen müsse, wo sie vergangen ist. Sie wollen auf dem Bal erscheinen; nun gut! Nehmen sie aber die Einladung für nichts mehr an, als was sie ist; man bittet sie aus Hochachtung, und nicht aus einer zärtlichen Sehnsucht, wie sie glauben. Kommen sie also zu den Vergnügungen der Jugend, und ergötzen sie sich durch ein kluges Gespräch, auch wohl, wenn sie wollen, durch einen sitsamen Tanz. Aber was geschieht? Seht, die Alte kömt, ganz wie eine junge Braut geputzt, und alles, bis auf die von der Schminke vergebens bedeckten Runzeln und welken Hände, ist an ihr Jugend; seht, wie sie ihre matten Augen dreht, wie sie nach Liebhabern sucht, wie ihr dürrer Mund feurige Liebkosungen verschwendet. O daß doch Rabener sie hier verscheuchen, und alle seine schalkhaften Satyrs loslassen möchte, um hinter ihr her unter einem lauten Gelächter zu klatschen, und sie bis an ihr Schlafzimmer zu verfolgen.

Auch die blonde Chloris, deren schnellen Witz jeder gedankenlose Stutzer scheut, auch die schalkhafte Philinde, die den Spot, der oft von ihren Lippen

fließt,

fließt, mit einem heitern Lächeln mildert, auch Clarisse mit dem kleinen süßen Munde, den die Grazien gebildet haben, auch Lisetchen, die auf jeder Miene sanfte Unschuld trägt, auch Philippinchen, die angenehmer, aber eben so verständig als ihr Papagey spricht; doch, wer kan alle die Schönen nennen, die sich zum Bal schmücken? Und würde ich nicht eben so langsam, als sie mit ihrem Putze fertig werden, seine Beschreibung vollenden, wenn ich sie nicht hier abbräche? Reitzend aber wie Lesbie sei jede Schöne, die den Tanzsaal betrit; dann wird man glauben, daß die Huldgöttinnen sich zu einer zahlreichen Familie vermehret haben.

Sind die Damen geschmückt, so erwarten sie auf den Kanapeen die bestimte Stunde, zählen jede Minute, und beschäftigen indessen ihren Geist mit — dem Fächer. Das Herz hebt sich in stillen Wünschen, und schmachtet dem Augenblicke entgegen, der die Tanzgesellschaft versamlen sol; er komt; niemals hat die Glocke einen so hellen Schal gegeben; die Herren, die die Ehre haben sollen, sie zu begleiten, fliegen unter artigen Verbeugungen ins Zimmer herein, küssen anstat der weichen Hand nur Leder, und sind doch entzückt, stehen star, und bewundern die Schöne, und brausen mit Lobsprüchen über ihren Anputz

um sich her, die ihr ans Herz gehen; sie fragt, ehe sie geht, noch einmal den Spiegel um Rath, und stelt die letzte Musterung an; nun eilt sie an der Hand ihres Führers an die Kutsche; die Rosse stampfen vor Ungeduld, und der schwarzbärtige Kutscher läßt sie so schnel davon fliegen, daß die hinter her keichenden Bedienten kaum ihren erhabenen Stand erlaufen können; das Pflaster schalt, die Häuser spüren eine zitternde Bewegung, und ein lauter Nachhal rasselt die Gassen hinunter; die Kutsche hält; mit einem feinen Anstand hebt der Begleiter seine Dame heraus, seufzt beim Herausheben, nicht als ob die Last zu schwer wäre, sondern weil sie so schön ist, und führet sie auf den schimmernden Saal. Alle Blicke der Geselschaft kommen ihr entgegen; sie rauscht mit einem Gange vol Anstand und Anmuth durch die Versamlung, empfängt bald den Kuß eines Herrn auf dem Handschuh, bald hält sie die schönen Wangen den eben so schönen Lippen einer Freundin hin, und indem sie sich küssen, lispelt die neidische Liebe manchen Seufzer. Noch immer nimt die Versamlung an Ankommenden und an Geräusche zu; aber wie harmonisch ist sie nicht, da Freude und Jugend sie verbinden? Schon läßt

das

das wartende Chor der Musiker einige vorläufige Töne durch die Saiten klingen; mancher Fuß fängt schon eine hüpfende Bewegung an, und manches Herz pocht vor Ungeduld. Und wer könte lange die Verzögerungen des Tanzes ertragen?

Nun verbindet sich Paar und Paar; alle Instrumente kündigen mit erhabenem Jubel die majestätische Menuet an. Nicht die Rangsucht, sondern die Fröhlichkeit eröfnet den Bal, und in einem Augenblick sind so viele Paare im Tanz, als es der Raum vergönt. Wie leicht und wie harmonisch ist nicht die Bewegung, und mit welcher Mischung von Anmuth und Majestät schweben nicht die Paare nach dem Ton der Musik unter einander? Welcher Anstand herscht nicht in jeder Geberde, und welche Uebereinstimmung in den Bewegungen der Füße, der Arme, und des Hauptes? Ueberal ist Takt in den Schritten, bestimte Bewegung in der Langsamkeit und Geschwindigkeit, eine harmonische Folge in diesen Bewegungen, ihre Uebereinstimmung mit den Instrumenten, und mit den übrigen tanzenden Personen. Jeder schöne Körper gewint unter einem guten Tanz; alle Reize der Damen haben einen lebhaftern Eindruck, und selbst die verblühete Matrone fängt wieder an zu gefallen.

Bald aber ordnet sich eine lange Reihe zu einer

lebhaf-

lebhaften Art des Tanzes; Gesicht gegen Gesicht gekehrt stehen die Paare, und die Schöne lächelt ihrem Geliebten schon Beifal über die neue Lust zu; die Musik fängt an mit allen Saiten den fröhlichen Tanz zu gebieten; und in eben dem Augenblick fliegt das erste Paar von seinem Ort, wiegt sich bald mit Leichtigkeit und Anmuth gegen einander über, schwebt bald mit umschlungenen Händen durch die glänzende Reihe, durchkreuzet sie bald in hüpfender Eile, oder die Schöne fliegt voran, und hinter ihr folgt ihr Jüngling, als wäre sie ihm entflohn, dann begegnen sie sich, und eilen wieder von einander, und irren in manchem harmonischen Labyrinth umher, bis sie sich auf einer andern Stelle wieder finden, und das nächste Paar in die frohe Bewegung einflechten, bis endlich alle Paare durch einander gezingelt den Tanz volständig auswickeln, und die künstliche Verwirrung der Wiederholungen, Begegnungen, Rückgänge, und tausend anderer Arten von Abwechselungen, sich über den langen Saal verbreitet. Wie beflügelt sind nicht alle Füße, und wie hüpft nicht allen das Herz unter den labyrinthischen Wendungen des Tanzes? Wie lebhaft glühen nicht die Blicke und Wangen der Schönen, und wie oft erfahren sie nicht einen sanften Druck der Zärtlichkeit unter den Umschlingungen der Hände, eine Erklärung, die weit beredter, als Duns seine ist? So

wird

wird ein Tag nach dem andern wiederholet; die ermüdenden Arten wechseln mit leichtern ab, und die Pausen werden mit unterhaltenden Gesprächen, und mit Erfrischungen ausgefült.

Wenn der Tanz mehr, als eine Ergötzung, ist, und wenn er gewisse Vortheile hat, die, wenn sie auch nur klein sind, doch nicht verachtet werden dürfen; so ist seine moralische Zuläßigkeit entschieden. Ich verlange nicht, mich hier mit manchen Scheinheiligen zu zanken; es ist einmal gut, daß ihre Stimme nichts gilt; sie mögen immer auf alle Vergnügungen schmählen, an welchen sie aus Milzsucht, aus Vorurtheil, oder aus einem gewissen Geiz nach dem Lobe einer reinen Tugend nicht Theil nehmen wollen. Wer gewisse Ergötzungen für unerlaubt hält, der ist auch verbunden, sie zu meiden; und es giebt Personen, die als Menschen manche Arten der Vergnügungen genießen könten, aber es wegen ihres Standes nicht dürfen. Als der vornehme Prälat neulich in Frankreich unvermuthet bei der Nacht auf einen Bal kam, da erstaunte die ganze Versamlung, und war vol Furcht und Zerstreuung; aber als er diese Anrede hielt: „Mesdames, und meine Herren, ich komme nicht, sie in ihrem Vergnügen zu stören, ich halte es für erlaubt, aber da sie Geld zum Tanze haben, sonst es unbillig, daß sie indessen so viel Arme Hunger und Kälte leiden lassen; ich komme,

für

für diese Elenden eine Beihülfe unter ihnen zu samlen, „als der weise Mann diese Anrede hielt, da beruhigten sich alle Damen wieder, und eröfneten willig ihre Börsen, und jeder prieß den Bischof nicht nur wegen seiner wohlthätigen Gesinnung, sondern auch, weil er Klugheit und Mäßigung genung besaß, eine Art der Ergözung, an welcher er wegen seines Standes nicht Theil nehmen konte, nicht zu tadeln. Ein merkwürdiges Beispiel für euch, ihr Herren Moralisten, die ihr alle Vergnügungen verdamt, ohne den rechten Gebrauch und den Misbrauch zu unterscheiden. Laßt uns die Ergözungen der Welt untersuchen, anstat sie gleich zu verwerfen, und bedenken, daß wir immer zu wenig sind, um sie abzubringen; hierzu hilft kein unsinniges Geschrei, und kein Verdammungsurtheil, auch wenn es von der Canzel erschallen solte. Verfolgt man nicht oft die Vergnügungen der Menschen mit mehr Hitze, als sie sie lieben? Und ist es nicht für den Sittenlehrer anständiger, die Ergözungen seiner Mitbürger ohne Vorurtheil und mit Mäßigung zu prüfen, ihnen das Gute, das sie haben, zu entwikeln, ihnen den weisen Gebrauch zu zeigen, und sie für die Misbräuche zu warnen?

Diesen Anmerkungen wünsche ich eine gute Beherzigung, und getraue mir zu behaupten, daß Bälle nicht nur für eine gewisse Classe von Menschen eine

sehr erlaubte Ergötzung sind, sondern auch noch andere damit verwandte Vortheile haben. Welche Bewegung kan für den Körper vortheilhafter, und für die Gesundheit heilsamer sein, als der Tanz? Wenn es Pflicht ist, auch für den Körper, den sichtbaren Theil von uns Selbst zu sorgen, und ihm so viel Zierde, Verschönerung, und Volkommenheit zu geben, als es ohne Verletzung höherer Verbindlichkeiten geschehen kan, wenn die Uebung des Tanzes ihm die Fertigkeit einer geschickten Stellung, und einer leichten Bewegung verschaft, und seine Glieder nicht nur gelenkiger und brauchbarer macht, sondern auch die Kunst lehrt, sich mit Anstand zu tragen; so ist schon, von dieser Seite betrachtet, der Tanz einer Empfehlung werth. Und wie nöthig ist es nicht für Personen vom Stande, und vom schönen Geschlechte, daß sie ihren Körper in ihrer Gewalt haben, und ihn mit einer gewissen Würde zu tragen wissen? Aber auch der Gesundheit ist der Tanz vortheilhaft, und wenn eine Bewegung heilsam ist, so ist es vornehmlich die Bewegung nach dem Schal der Musik, weil sie alsdenn nicht blos mechanisch ist, sondern das fröhliche Herz an ihr zugleich Antheil hat. Und lehrt uns nicht ebenfals der Tanz einen Geschmack an der Harmonie empfinden? Welches Auge wird nicht durch eine regelmäßige, mit der Musik und den Tanzenden übereinstimmende Folge von Bewegungen ergötzt?

Und

Und ist nicht diese Uebereinstimmung so sichtbar, daß das Auge an ihr einen Wohlgefallen empfinden würde, wenn auch das Ohr für den Wohllaut der Instrumente verschlossen wäre? Ist es dabei nicht ein Vergnügen, mit einer Kunst bekant zu sein? Vornehmlich aber ist der Tanz geschickt, das Gemüth aufzuheitern, und der Sele eine gewisse Stärkung durch die Freude mitzutheilen. Wie viel vereiniget sich nicht bei einem Tanz, um uns Vergnügen zu verschaffen? Die muntere Geselschaft, die Gegenwart der zärtlichen Schönen, die Belebung des Körpers, die helle Beredsamkeit der Instrumente, das Wohlgefallen an dem Harmonischen der Bewegung, und manches süße Bild der Einbildungskraft, dies alles verbindet sich, um uns eine sanfte Empfindung der Freude zu schenken. Wie jezt der Tanz auf der Schaubühne die Leidenschaften nachahmt, so war er bei seinem Ursprunge gleich der erste Ausdruck der frohen Empfindungen; er ist gleichsam ein Sohn der Freude, und ein deutlicher Ausleger der Natur. Auch wenn der Landman blos nach der Schalmei in hurtigen Wendungen mit seiner braunen Galathee herumfliegt; wer sieht alsdenn nicht selbst in dem rohen Tanz einen Ausdruck und eine Bedeutung? Und vielleicht könte man aus der Charakteristik mancher Nationaltänze die Charakteristik der Nationen selbst aufklären; ein Gedanke, dem ich die Ausführung wünschte.

Der Winter.

Zwölfte Betrachtung.

Wenn der dunkle Winterabend in den Städten anbricht, so strömt eine Menge zu Fuß, und in Karossen zu den Schauspielen hin, und suchet mehr, als in irgend einer andern Jahreszeit, das Vergnügen, und die lehrreiche Unterhaltung, die das Theater gewährt. Eine rollende Kutsche verfolgt die andere, und auf beiden Seiten wimmelt der vermischte Haufe, unter einem unverständlichen Getöse, dahin. Die prächtigen Flügel des Schauspielhauses eröfnen sich, und nehmen einen ansehnlichen Theil der Stadt ein. Unterdessen, daß mancher Kenner schon seinem Nachbar die Schönheit des Schauspiels beschreibt, und ihm ein ungeduldiges Erwarten und Aufmerksamkeit einflößt, so ertönen die Logen vom Geräusche der an-

kommenden Damen, und werden vom süßen Geschwätze voll. Vermischt sitzt das Alter und die Jugend unter einander; mancher neugierige Blick der Jünglinge schleicht unter ihnen umher, und mustert die Gesichter, und zärtlich suchen sich die Augen der Liebenden, und wenn sie sich finden; so verbreitet ihr Anblick eine stille Vergnügsamkeit über sie aus. Bekandte treffen Bekandte, und Freunde treffen Freunde an; und die Gesellschaft, die der erste Vortheil der Schauspiele ist, erhöhet auch das Vergnügen, das sie uns geben. Nun fängt die Musik an, uns eine neue Ergötzung zu gewähren, und unterdessen, da das Auge noch keine Unterhaltung auf der Bühne findet, das Ohr zu beschäftigen; so sehr ist bei der Einrichtung der Schauspiele für jeden Reiz, der die Sinnen rührt, gesorget. Bald bereiten die sanften Klagen der Saiten den empfindenden Zuhörer schon zur Wehmuth, und zum Mitleiden über die traurigen Scenen vor, die sich ihm eröfnen werden; bald kündigt ihm die laute Fröhlichkeit der Instrumente das komische Spiel an, das die Thorheiten der Welt dem Gelächter Preis geben wird. Der Vorhang rolt sich vor den Augen der ungedultigen Menge in die Höhe; die

Schau-

Schaubühne eröfnet sich in der ganzen Pracht ihrer Schildereien und Verzierungen; und ein Theil des Volks, das vielleicht nur von ihnen herbeigelockt ward, wird da gerührt, und unterrichtet, wo es nur sehen wolte. Die Nachahmerin der menschlichen Leidenschaften und Schwachheiten, die Schauspielkunst fängt an; und in der ganzen Versamlung der Zuschauer, so vermischt sie auch ist, verbreitet sich eine tiefe Stille. Und wie geschickt ist nicht eine öffentliche Vorstellung, unsere Aufmerksamkeit zu unterhalten? Die Handlung empfängt in unsern Augen ihr rechtes Leben; Personen treten auf, und stellen uns das vor, was wir an Personen zu sehen gewohnt sind; die Charaktere werden, so zu sagen, menschlich; jede Leidenschaft erscheint vor uns in ihrem eigenthümlichen Ausdruck, in ihrem Ton, in ihrer Geberde; dadurch wird selbst der, der ein träger oder zerstreuter Leser sein würde, ein aufmerksamer Zuschauer, und dadurch erhält das Schauspiel mehr, als irgend ein anderer Unterricht, in die Gemüther der Jugend, und derer, die vornehmlich von dem Sinlichen gereitzt werden, einen lebhaften Eindruck.

Aber es ist nicht genug, die gewöhnlichen Ergözungen der Welt zu schildern; ein bloßes Gemählde von ihnen zeigt uns noch nicht genau das Erlaubte oder Unerlaubte, das Vortheilhafte oder Nachtheilige, das sich bei ihnen befindet. Die Vergnügungen, die wir oft zu genießen pflegen, müssen die weise Strenge der prüfenden Moral aushalten können; und wenn diese sie vor ihren Richterstuhl fordert, so muß es darum geschehen, um uns zu lehren, daß unsre Vergnügungen nicht blos unsern Geschmack, sondern auch Gründe auf ihrer Seite haben müssen. Weder unsre Neigung zu einer Art der Ergözung, noch die Mode und das Beispiel anderer, ist uns für seine Rechtmäßigkeit Bürge; der Verstand muß das, warum sie erlaubt, und wie sie nützlich sind, einsehen, und diese Einsicht die Liebe zu ihnen beleben, oder einschränken. Man geht nie bei seinen Vergnügungen sicher genug, wenn man blos ein Herz befrägt, das uns oft so schlau zu hintergehen weiß; der Verstand muß seine Vorrechte ausüben, die Vorrechte der Prüfung, und der Entscheidung, und dem Geschmack, und den Neigungen komt es zu, sich seinen Aussprüchen zu unterwerfen.

Mit diesen Anmerkungen gehen wir zur Beurtheilung der Schauspiele über, die unter allen gesitteten Völkern eingeführet sind, aber eben so sehr ihre Tadler als Verehrer haben. Und wo sind jemals die Urtheile der Menschen übereinstimmend gewesen, wenn es auf die Rechtmäßigkeit oder Unrechtmäßigkeit mancher Ergötzungen ankömt? Ein jeder hat seinen eigenen Gesichtspunkt, aus welchem er urtheilt, und fast ein jeder dieser Gesichtspunkte ist, wenn nicht von Leidenschaften, doch von Vorurtheilen umwölkt. Die Entwickelung der Vortheile der Schauspiele ist eine halbe Widerlegung der Vorwürfe, die man wider sie erregt; und vielleicht erheben diese mehr die Ehre des Theaters, als die Lobsprüche, die man ihm oft mit einer gewöhnlichen Art von Verschwendung beigelegt hat. Da ich hier mehr für das Richtige, als für das Neue der Gründe für die Schauspiele zu sorgen habe; so darf ich auch andere Männer für mich denken lassen, und mich mit dem Verdienste begnügen, ihre Urtheile meinen Lesern wiederholt zu haben. Man denke sich aber ein Theater, auf welchem weder wider den guten Geschmack, noch wider die guten Sitten gesündiget wird, und auf welchem

die besten Stücke unsrer dramatischen Originaldichter, die immer bei uns den Vorgang haben solten, und nach diesen die ausgesuchtesten der Ausländer aufgeführt werden. Die Vortheile, die eine solche Schaubühne verschaft, sind bald erheblich, bald sind sie es minder; wir führen sie an, ohne ängstlich eine Rangordnung zu beobachten.

Man verspricht sich von der Schaubühne die Ausbreitung des guten Geschmacks unter einer gewissen Gattung von Menschen, die zwischen dem Gelehrten und dem Pöbel steht. Ob der Geschmack dieser Leute einer nothwendigen Verbesserung bedarf, ob er zu den Sitten, und dem äussern Wohlstand beitrage, dies mögen andere entscheiden; aber wenn der Geschmack des Volks ausgebildet werden sol, so ist unstreitig das Theater dazu das beste Mittel. Denn wo sollen Leute, die entweder von aller Lektür entfernt, oder nur mit einer elenden beschäftigt sind, wo sollen sie die Regeln des Anständigen, des Schönen und des Edlen lernen? Und wie können sie sie leichter und angenehmer lernen, als vor dem Theater, auf welchem der gute Geschmack sowohl in den Stücken selbst, als in ihrer Vor-

stellung, sie an sich lockt und vergnügt? Und welcher Unterricht ist eindringender, als der, der uns unter der Miene der Ergötzung an sich zieht? Ohne die Hülfe, die die Schauspiele dem Geschmacke verschaffen, würde mancher Theil des Volks noch völlig roh und ungebildet sein; ohne sie würde sich in mancher Familie nicht die Liebe zur Lesung guter Schriften, und zur genauern Kentniß der menschlichen Sitten ausgebreitet haben; und ohne sie würde selbst die Ausbildung der Sprache noch mehr versäumet worden sein. Denn die Reinigkeit, der Nachdruck, und die Feinheit der Sprache, deren Kentniß einen ausgemachten Werth hat, prägt sich nicht glücklicher, als durch die Declamation auf dem Theater ein.

Die Schauspiele beschäftigen eine Classe von Menschen, die sich ohne diesen Zeitvertreib einem unanständigen Müßiggange und wilden lasterhaften Ergötzungen ergeben würde. Man muß die Menschen betrachten, nicht nur wie sie sein solten, sondern auch, wie sie sind. Haben wohl viele Klugheit und Ueberlegung genug, sich auf eine nützliche Weise zu beschäftigen, oder solche Vergnügungen zu suchen, die ihrer würdig sind? Und ist es nicht billig, den

Thorheiten und Ausschweifungen dieser Leute zuvor zu kommen, und sie davon durch die Veranstaltung eines unterhaltenden Zeitvertreibs abzuziehen? Für diese ist das Schauspiel eine öffentliche Wohlthat, und der Prinz, der nicht nur für sich, sondern auch für seine Unterthanen ein Theater unterhält, beweiset dadurch, daß er eben so sehr für ihre Sitten, als für ihre Ergötzung sorget. Wie viele würden nicht in der leeren Muße der Abende auf tausend gefährliche Wege gerathen, die Niederträchtigkeit und Gewinsucht der Jugend zum Laster zu eröfnen, oder wenigstens ganze Stunden in einer völligen Geschäftlosigkeit vergähnen, wenn ihnen nicht die Schaubühne ein anständiges Vergnügen und einen unterhaltenden Zeitvertreib anböte? Da die Schauspiele eine öffentliche und algemeine Ergötzung sind, da alle Stände in der Republik daran zugleich Theil nehmen können, so gewinnen sie dadurch einen merklichen Vorzug. Der Geringe und Niedrige, der von den Vergnügungen der großen Geselschaften, der Concerte und Bälle ausgeschlossen ist, wird dafür durch den freien Zugang zu den Schauspielen schadlos gehalten, und verdienet nicht er, der die Beschwer-

den

den und Mängel des Lebens fühlt, weit mehr, als der Vornehme, eine erquickende Belustigung? Der Einwurf wider die Verschwendung der Zeit und des Geldes ist nicht so wichtig, als er vielen vorzukommen pflegt. Wird man, wenn man es auch kan, täglich die Schauspiele besuchen? Wer dieses thäte, der würde einen gerechten Tadel verdienen, selbst wenn er keine Geschäfte zu versäumen, und Vermögen genug hätte. Allein hat man nicht die Arbeiten des Berufs, die es verbieten, alle Tage den Schauspielen beizuwohnen? Und wird man nicht manchen Abend, wo man diese Ergötzung geniessen könte, bald durch seine Freunde, bald durch die Zerstreuung des Lebens daran gehindert? Zwar kosten uns die Schauspiele immer einen gewissen Aufwand; aber kommen uns viele andere Zeitvertreibe nicht noch theurer zu stehen? Und würden nicht viele, wenn das Schauspielhaus verschlossen würde, andere Gelegenheiten suchen, sich für ihr Geld zu belustigen? Sorgt man nicht besser für sie, wenn man ihnen dafür eine Art der Ergötzung anbietet, die anständig und nützlich ist? Es muß der vernünftigen Beurtheilung eines jeden überlassen werden, wie viel

Zeit und Vermögen er auf die Besuchung der Schauspiele verwenden darf.

Da uns unsre Geschäfte ermüden, und wir sie nur zu einer noch größern Ermattung, und mit einem schlechten Erfolge fortsetzen würden, wenn wir sie nicht mit einer kurzen Muße abwechseln ließen; so bieten sich uns die Schauspiele zu einer angenehmen Erholung an. Würden wir nicht unter einer unaufhörlichen Arbeitsamkeit zulezt ganz mat und stumpf werden? Und müssen wir uns nicht neue Munterkeit und Kräfte samlen, wenn wir uns einen glücklichen Verfolg unsrer Geschäfte versprechen wollen? Daher wird Ruhe und Vergnügen nothwendig, und selbst eine Pflicht; und kan man sie nicht bei den Schauspielen finden? Der Gelehrte, der den ganzen Tag über seinen Geist mit schweren Untersuchungen ermüdet, und sie noch in die Mitternacht fortzusetzen gedenkt; der Künstler, der durch die Bearbeitung eines nüzlichen Werks seine Talente beschäftiget; der Kaufman, der seiner Handlung Ordnung und Ausbreitung zu verschaffen bemühet ist; die Dame, die bald in der Besorgung ihres Hauswesens, bald in Erziehung ihrer Kinder ihren Beruf erfült; mit wie vielem Rechte könne nicht diese in einigen Abend-

stunden

stunden die Erquickung und Aufheiterung anneh= men, die ihnen das Theater anbietet?

Aber außer den Vergnügungen haben die Schau= spiele noch andere Vortheile, die jeden Nutzen, den wir angeführet haben, übersteigen. Wenn wir die Eigenschaften eines guten Lustspiels und Trauerspiels kennen, so werden wir auch die Wir= kungen einsehen, die sie hervorbringen können. Die Comödie ist die Nachahmerin der Sitten, der Thorheiten, der Neigungen, und Mei= nungen der Welt, die sie auf eine feine Art lächerlich macht. Sie macht die Charaktere der Menschen. Sie zeigt uns, welchen Schwachheiten und Thorheiten sie unterworfen sind. Sie verwickelt sie in Umstände, worin sie ihre Neigungen, ihre Vorurtheile, und ihren ganzen Charakter von einer solchen Seite zeigen, daß wir bald das Lächerliche, bald das Abscheu= liche erblicken. Weil gewisse Fehler des Ver= standes und des Herzens sich nie glücklicher heben lassen, als wenn man sie mit allem dem, was sie Lächerliches haben, vorstelt, weil die sinreicheu Spöttereien nicht einzelne Personen, sondern alge= meine Thorheiten treffen, weil die Comödie ein volständiges Gemählde ist, dessen Züge hie und da abgezeichnet, einzeln zusammengetragen, und

zu

zu einem neuen Ganzen verbunden sind; so ist in der That wider ihre Sittlichkeit nichts einzuwenden, die man oft unter dem Vorwande bestritten hat, daß sie der Menschenliebe zuwider sei. Kan man sich um die Thoren verdienter machen, als wenn man sie von ihren Thorheiten befreit? Ist es nicht eine wahre Liebe, wenn man ihnen ihre Meinungen und Neigungen von der Seite zeigt, daß sie selbst ihr Lächerliches empfinden, und indem sie es empfinden, erröthen, und sich entschließen, sie abzulegen? Zwar kan uns die Eigenliebe blenden, daß wir uns von den Thorheiten, die wir auf der Schaubühne lächerlich machen sehen, frei sprechen, und sie nur an andern aufsuchen. Aber wie oft wird uns vielleicht nicht der Gedanke überraschen, daß es unsere eigenen Thorheiten sind, worüber wir lachen? Und werden wir nicht manche Fehler sorgfältiger fliehen, wenn wir ihr Lächerliches kennen, wenn wir wissen, daß wir dadurch andern zum Gespötte werden? Zwar können wir, indem wir unsre Thorheiten lieben, aber uns fürchten, über sie verlacht zu werden, nur dem Lächerlichen der Thorheit zu entgehen suchen, aber die Thorheit selbst behalten; allein ist es nicht schon genug,

das Belachenswerthe einzusehen? Ist nicht der Wunsch, durch unsre Fehler nicht lächerlich zu werden, schon ein Schrit zu Ablegung der Fehler selbst? Ist nicht die Kentniß des Eindrucks, den unsere Vorurtheile und Neigungen bei der Welt machen, ein mächtiger Antrieb, wenigstens ihre Ausbrüche zurück zu halten? Wer hat nicht Achtung genug für sich selbst, um sich nicht verlachen zu lassen? Sind die meisten Menschen nicht empfindlicher gegen den Spot, als gegen den Haß? Die Schaubühne ist eine algemeine und freimüthige Lehrerin der Menschen; hier sind die Charaktere nicht mit einer blendenden Schminke überzogen; sie sind deutlich, und unverstelt, nach ihrer natürlichen Häßlichkeit oder Schönheit gemahlt, in ihrer ganzen Größe und in ihren Wirkungen ausgewickelt. Der Geiz, die Verläumdung, die Ehrsucht, die Eitelkeit, werden in ihrer wahren Gestalt vorgestelt; wir sehen das, was sie sind, und wir sehen sie ganz, in allen den verschiedenen Aufzügen, worunter sie in der Welt zu erscheinen pflegen. Der Zuschauer, der diese Thorheit nicht hat, hat vielleicht eine andere; und der sie unter dieser Gestalt nicht hat, hat sie vielleicht unter einer andern.

dern. Und wer würde die freie Endeckung seiner Fehler an einem andern Orte, als in der Comödie, mit so vieler Stille anhören? Man komt, um sich zu vergnügen, und sieht die Abbildung seiner eigenen Thorheiten; man wil sich bereden, daß es fremde sind, und man fühlt, daß man sie selbst hat; man wünscht sich hinweg, und man überwindet sich leicht, zu bleiben; man empfindet die Gegenwart mancher Fehler, die uns kein Freund entdeckte, und man fängt an, seine eigene Schwäche zu erkennen, und dem stolzen Vertrauen auf seine Tugend zu entsagen. Wenn dies nicht Vortheile sind, die die Schaubühne verschaft, so sind es doch Vortheile, die sie verschaffen kan; und es ist mehr ein Fehler des Menschen, als der Comödie, wenn sie ihm nichts zur Tugend hilft. Ihre Absicht ist nicht, blos zum Lachen zu bewegen; ihre höhere Absicht ist, auf eine gefällige Art zu bessern; und diese erreicht sie, wenn der Mensch sie sie wil erreichen lassen. Aber nicht nur das Lächerliche der menschlichen Thorheiten, auch das Abscheuliche der lasterhaften Gesinnungen und Handlungen entdeckt uns die Comödie, und auf diese Entdeckung folgt der Widerwille, der sich in jeder edlen

Brust

Brust erreget. Wer muß nicht die Ungerechtigkeit, die Rachsucht, und andere Leidenschaften, die uns auf der Bühne vorgestellet werden, eben so sehr verabscheuen, als wenn man sie unter den Menschen selbst wahrnimt? Welche Brust empört sich nicht gegen die Macht, die der Tyran über sein Volk, und die der Richter über die Unschuld ausübt? Zwar ist die ganze Vorstellung künstlich, und ein Werk der Erdichtung; aber nehmen wir nicht, wenn nur die Gesetze des Wahrscheinlichen nicht beleidigt werden, noch immer einen wirklichen Antheil daran? Werden wir nicht durch die Erdichtung eben so sehr gerührt, eben so sehr in Bewegungen des Abscheues und Widerwillens gesetzt, als wenn eben das, was wir sehen, in dem Augenblicke eine wahre Begebenheit wäre? Und unstreitig erhält die Abbildung der Leidenschaften auf der Bühne dadurch einen großen Vorzug, weil hier alles in einer natürlichen Verwickelung ist, weil wir hier bei den Folgen auch die Ursachen sehen, woraus sie nach und nach entstehen, weil hier jede Triebfeder, die die Handlung auf eine nahe oder entfernte Art hervorbringen hilft, sichtbar wird, weil wir

hier

hier gleichsam die ganze Maschine der Neigungen und Affecten des menschlichen Herzens mit allen ihren Wirkungen erblicken. Und haben wir wohl Geduld und Aufmerksamkeit genug, dies in der Geschichte, und unter den Menschen selbst zu lernen? Wie viel erspart uns nicht der Unterricht des Theaters?

Das Trauerspiel stelt uns die Menschen als unglücklich vor, wie sie es durch die Zufälle des Lebens, oder durch ihre Eigenschaften werden, und wie sie sich unter den Widerwärtigkeiten betragen. Wenn die Tragödie das Unglück auch nicht als eine Wirkung des persönlichen Charakters, als wodurch sie vielleicht noch lehrreicher werden würde, sondern als eine zufällige Begebenheit vorstelt, so ist sie doch die Schule des Mitleidens und der edelsten Empfindungen. Wer kan bei dem Leiden des Tugendhaften, das ihm ohne seine Schuld begegnet, ungerühret bleiben? Wer fühlet nicht die ganze Verlegenheit, worin sich der unglückliche Weise auf der Bühne befindet, und wer nimt nicht an allem Theil, was ihm widerfährt? Welches Herz hat nicht Gerechtigkeit genug, die Bosheit

und Grausamkeit der Verfolger des Unschuldigen eben so sehr zu verabscheuen, als zu wünschen, daß er über sie siegen möge? Wir folgen dem Helden des Trauerspieles mit unsern Empfindungen in das Labyrinth seiner Unglücksfälle nach; wir empfinden den Schmerz, womit er kämpft, wir lassen eine wehmüthige Thräne fallen, und ein edles Gefühl des Mitleidens bemächtigt sich unsrer ganzen Seele. Ja, diese Erweichung des Herzens ist schon Vortheil genug, wenn auch die Tragödie nichts mehr verschafte; die zarten Empfindungen des Mitleidens können unter Menschen, deren Leben mit Unglücksfällen durchwebt ist, niemals zu sehr ausgebreitet werden; und die Vorstellungen eines erdichteten Leidens sind schon eine Uebung des Herzens, und sie flößen allmählich eine Leichtigkeit des Gefühls bei dem wahren Unglücke ein, worunter wir unsre Nebenmenschen seufzen hören. Welchen Ruhm kan ein edles Herz höher schätzen, als den Ruhm eines geschwinden Mitleidens? Wie schön steht nicht eine halb verwischte Thräne auf dem Gesichte einer Dame, die das Trauerspiel fühlt, und wie willig geben wir ihr nicht unsere ganze Verehrung? Und haben nicht die Thränen über das Unglück anderer eine gewisse süße Wollust, die

sich besser empfinden, als ausdrücken läßt? Wir lieben uns selbst, wenn wir wissen, daß wir den Tugendhaften lieben; und wir empfinden eine heimliche Zufriedenheit über uns selbst, indem wir uns des Wunsches bewußt sind, den Leidenden von seinem Schicksal befreit zu sehen. Aber die wirkliche Empfindung, die durch das scheinbare Unglück in dem Trauerspiel erregt wird, ist nicht der einzige Nutzen. Wir sehen den Held nicht bloß leiden; wir sehen auch, warum er leidet, und dis lehret uns Klugheit. Wir sehen, wie er leidet, und dis lehret uns Standhaftigkeit. Wir bewundern seine Geduld, und seinen hohen Sin, den er unter dem Unglück beweiset, seine erhabenen Grundsätze, womit er dem Schmerz widersteht, seine Festigkeit, womit er seiner Ueberzeugung getreu bleibt, und in der Freundschaft, in der Großmuth, in der Versöhnlichkeit, in der Sanftmuth, und in der Wohlthätigkeit beharret; wir bewundern dis alles, und wir fühlen eine Neigung, ihn in ähnlichen Umständen nachzuahmen. Der Verstand nimt unvermerkt seine edelmüthigen Grundsätze an, und das Herz gefält sich bei den Gesinnungen, die es in sich erwecken läßt. Wie bald empfinden wir nicht ein heitres Wohlgefallen, wenn wir die La-

ster

ster bestraft, und die Tugend endlich belohnt se=
hen? So gewiß ist es, daß das Trauerspiel für
das Herz redet, und sein Vergnügen ist, daß es die
Lehren der Tugend, durch Beispiele, vereinigt mit
Grundsätzen, lebhafter einprägt, und einen Unwil=
len über lasterhafte Charaktere einflößt, und daß
es nicht nur edle Empfindungen befestiget, son=
dern auch neue erwecken kan.

Wer weder das feine Komische der Lustspiele em=
pfindet, noch bei einem rührenden Trauerspiele et=
was fühlt, wer weder sich, noch die mannichfaltigen
Charaktere der Menschen kennen lernt, und nur die
Schauspiele besucht, um sich einige Stunden zu ver=
treiben; an dem wird ihre wahre Absicht verfehlt.
Man muß, um von ihnen Nutzen zu haben, schon ei=
ne gewisse Anlage des guten Geschmacks besitzen, ei=
ne Einbildungskraft, die leicht die Bilder der sitli=
lichen Welt annimt, ein Herz, das sich feinen Em=
pfindungen willig eröfnet, und Fähigkeit und Auf=
merksamkeit des Geistes, nicht nur zur Kentniß der
verschiedenen Eigenschaften des Menschen, der Si=
tuationen, worin er sie äußert, und der Wirkungen,
die sie hervorbringen, sondern auch zur Einprägung
solcher Grundregeln, die uns zur eignen Klugheit,
und zur Verschönerung des Lebens dienen können.

N 2 Welche

Welche Ehre und welche Rechtfertigung würde es nicht für die Schauspiele sein, wenn ein jeder Zuschauer von den beschriebenen Vortheilen überzeugt würde?

Man siehet leicht, daß diese Betrachtungen sich blos auf die Sitlichkeit und den Nutzen der Schauspiele einschränken; das übrige, was sie betrift, liegt außer dem Gebiete der Moral. Noch würde ich, wenn ich nicht vielleicht schon zu viel gesagt hätte, die Vorsichtigkeit anführen, womit man die Jugend an der Besuchung der Comödie Theil nehmen lassen solte, die Art, wie man sie ihr verständlich und nützlich machen könte, und den Einfluß, den die Schauspiele in die Bildung der Wohlanständigkeit und Feinheit der Sitten, und in die Erlernung der Kunst haben, sich mit Würde und Annehmlichkeit auszudrücken. Noch würde ich diese Betrachtungen mit der Erzählung der Verdienste beschließen, die ein Weiße und Leßing um uns haben; aber was wäre diese Stimme bei der lauten Bewunderung des empfindenden Publikums, und der größten Kenner? Die stillen Thränen, die uns Julie und Sarah Sampson entlocken, mögen so beredt, als sie können, unsern Beifal ausdrücken.

Der

Winter.

Dreizehnte Betrachtung.

Aber wie viele giebt es nicht, die an den Winterergötzungen, die wir beschrieben haben, keinen Antheil haben? Und wie wenig wird nicht die Menge unsrer Nebenmenschen geachtet, die an dieser Jahreszeit kein Vergnügen empfinden, für welche sie vielmehr eine neue Quelle ihrer Leiden wird? Lasset uns einmal auf diese Elenden unsre Augen wenden; ihre Betrachtung wird hier vielleicht an der rechten Stelle stehen. Wer gerne den Winter von der Seite der Annehmlichkeit betrachtet, solte der nicht auch gerne die besondern Pflichten betrachten, die er uns gegen unsre Brüder befiehlt? Und wer solte nicht menschlich genug sein, unter den Ergötzungen dieser Jahreszeit auch an den Theil unsrer Nebenmenschen zu denken, für

welche sie lauter Beschwerden und Mangel hat? Ich wil iezt einmal mit den Herzen meiner Leser reden; und wenn sie mich jemals ihres Beifals gewürdiget, wenn sie jemals einige Unterhaltung in diesen Betrachtungen gefunden haben, so bitte ich sie, mir iezt ihre Aufmerksamkeit nicht zu versagen. Sie sollen iezt keine Abschilderung der todten Natur sehen; nein, ich wil ihnen Bilder aus der menschlichen Geselschaft vorstellen, wovon wir alle wegen der Ungewißheit der menschlichen Schicksale leicht Kopien werden können, Bilder von unsern eigenen Brüdern, die unter der Strenge dieser Jahreszeit leiden, und die deswegen ein Recht an mich haben, in diesen Blättern dem Mitleiden empfohlen zu werden. Wenn diese Vorstellungen nur einigen Armen in dieser rauhen Jahreszeit eine Erleichterung ihres Elendes erwerben; so hat diese Schrift Verdienst genug, und ich verlange nichts mehr für sie. Ein Fürsprecher der Nothleidenden, und ein Ausleger ihrer geheimen Seufzer sein, den Armen mit einem glücklichen Erfolg die Rauhigkeit der Jahreszeit, die sie gedoppelt fühlen, gemildert haben, und die Ursache sein, daß diesen Winter einige Thränen weniger fließen; dieser

ser Ruhm und diese Zufriedenheit gehet über alles, was ein Schriftsteller erlangen kan. Ja, diese süße Zufriedenheit hoffe ich zu erlangen, und sie mit allen meinen Lesern theilen zu können; ich bin es, der sie an das Elend ihrer Brüder erinnert, und sie sind es, die ihnen abhelfen müssen; aber sie sind es auch, die sich durch eine wirkliche Wohlthätigkeit in diesen Monaten eine höhere Zufriedenheit erwerben können. Wie viel kan ich nicht erwarten, da ich mich gerade an ihre Empfindungen wende, und mit ihnen die Sprache des Herzens rede? Auch dem übermüthigen Reichen, der unter seinem Ueberfluß vergißt, daß noch andere Menschen auf der Erde leben, und der unter dem beständigen Lerm berauschender Gastmahle das furchtsame Klopfen des Armen vor seiner Thür nicht hört, oder wenn er ihn sieht, ihn stürmisch abweiset, jedem Unempfindlichen, dem dieses Blat vor Augen komt, müsse eine mitleidige Empfindung in die Brust zurückkehren, und kein Dürftiger müsse mehr eine vergebliche Bitte thun.

Wir dürfen diejenigen Menschen, für welche hier geschrieben wird, nicht erst in der Ferne suchen. Es sind die Armen eines jeden Orts, wo

sich meine Leser aufhalten, die Armen, die sie täglich vor Augen haben, und deren Leiden oft durch Alter und Krankheit vermehret wird. Wer kan sagen, daß er keine von seinen Nebenmenschen kenne, deren Mangel und Elend durch die Kälte und Unfruchtbarkeit dieser Jahreszeit vergrößert wird, und die deswegen ein besonderes Mitleiden und Beistand von ihm fordern? Wer kan sagen, daß nicht der Winter die Wohlthätigkeit gegen die Armen nothwendiger mache, da er ihre Bedürfnisse vermehret? Ist nicht iezt die Zeit der Armut der Natur? Und erhalten nicht dadurch unsre Wohlthaten einen neuen Werth, wenn sie zu rechter Zeit, mitten unter den Bedürfnissen, ausgetheilet werden? Haben uns nicht der Sommer und der Herbst die mannichfaltigen Früchte des Feldes und der Gärten gegeben, damit wir iezt, da die Natur ruhet, unsern Brüdern mit unserm Vorrath beistehen sollen? Solten wir nicht, je mehr sich die Rauhigkeit dieser Monate vermehret, auch desto williger sein, den Dürftigen durch die Mittheilung von dem Ueberflusse, den wir von dem Segen des Sommers gesamlet haben, zu erquicken?

Ein jeder schaue um sich her, und betrachte die Gegenstände des Mitleidens, die ihm am nächsten sind. Wie mancher Arme kriechet nicht auf den Gassen, gedrückt von Hunger und Kälte, umher? Wie mancher Greis steht nicht auf den öffentlichen Wegen, und wartet ganze Stunden lang unter der rauhen Luft, wider die er nur dürftig seine Blöße bedecken kan, auf die Barmherzigkeit der Vorübergehenden? Wie mancher Kranke liegt nicht auf einem armseligen Lager, worauf er weder Nahrung noch Arzneimittel hat, in einer Hütte, die von Nordwinden durchstrichen, und von Regengüssen durchwässert wird? Sehet dort einen Alten auf seinem Stab gekrümt an den Häusern der reichen Stadt langsam dahin schleichen; seine Glieder sind vom Krieg zerstümmelt, von Alter und Hunger entnervt, von Kälte erstarrt, und eine ganze Last des Elendes liegt auf ihm; seine Narben sind kaum mit einem zerrissenen Kittel bedeckt, und an seinen Wunden, die er unter der Vertheidigung des Bürgers, der ihn iezt in seinem Jammer vergehen läßt, empfieng, empfindet er noch man=

chen schneidenden Schmerz; der wilde Sturm wühlet in seinem dünnen gebleichten Haar, und kaum kan er seinen Anfällen widerstehen; auf seinem eingefallenen Gesichte zeichnet sich der ganze Kummer seiner Sele, und Thränen zittern aus seinen matten Augen hervor. Wer solte mehr als einen solchen Anblick nöthig haben, um ganz erweicht zu werden, und den Bitten des Elenden, dessen blosse Gestalt schon für ihn redet, mit Trost und Beistand zuvor zu kommen? Aber wenn der Arme sein zitterndes Haupt entblößt, wenn sein Mund sich eröfnet, und er uns seine Noth in einer schwachen und furchtsamen Sprache klaget, wenn er jedes Wort mit Thränen begleitet, und mehr durch sie, als er sagen kan, ausdrückt, wenn er seine kraftlosen Hände gegen uns ausstrecket, sie bald über dem Kopfe ringet, bald zum Himmel hinauf faltet, dann zu einem beredten Stilschweigen verstummet, und sein Flehen, mit nassen Blicken, womit er uns anstart, rührender fortsetzt; welches menschliche Herz solte dann nicht in lauter Wehmuth zerfließen, und den

Augen-

Augenblick ergreifen, um ihn seinem Elende zu entreißen?

Die Natur scheint im Winter mehr für die Bedürfnisse der Thiere, als der Menschen gesorgt zu haben. Hat sie ihnen nicht Kleider von Pelz und Wolle angelegt, unter welchen sie alle Ungemächlichkeiten der Jahreszeit aushalten können? Hat sie ihnen nicht bequeme Wohnungen angewiesen, oder ihnen in wärmeren Gegenden einen Aufenthalt bereitet? Aber der Mensch, der Herr der Schöpfung und Eigenthümer der Vernunft, gehet entblößt unter seinen Brüdern umher, ist allen Anfällen der Luft, dem Regen, den Winden, und der Kälte ausgesetzt, und hat keinen andern Schutz wider die rauhe Jahreszeit, als das Mitleiden anderer. Was kan die Vorsehung bei dieser Einrichtung für eine andere Absicht haben, als euch, ihr glücklichen Menschen, durch solche rührende Schauspiele zum Wohlthun aufzufordern? Nehmet euch also eures eigenen Geschlechtes an, und lasset nicht länger eure Brüder elender als die Thiere sein; euch komt

es

es zu, ihren Zustand zu verbessern; die Vorsehung selbst läßt euch an dieser Ehre Theil nehmen. Erkennet euren rühmlichen Beruf, den Armen zu speisen, zu kleiden, zu erwärmen, und zu trösten, und ihn dem Kummer, der Krankheit, und dem Tode zu entreißen; gebt ihm von eurem Ueberfluß, oder von eurem mäßigen Vermögen, und bedenket, daß man niemals zu arm sei, um nicht wohlthun zu können, und fühlet das süßeste Vergnügen eines edeln Herzens, die Bedürfnisse eurer Brüder gestilt, und ihnen die Rauhigkeit des Winters, und die Beschwerden des Lebens gemindert zu haben. Wer wolte sich die Beruhigung und die Wollust, das Leiden eines Menschen getilgt zu haben, diese süße Wollust, die über alle Ergötzungen der Welt geht, versagen? Und wie leicht können wir sie uns nicht erwerben? Eine geringe Abkürzung von unserm Aufwande in Kleidungen und Gastmahlen, eine kleine Einschränkung unsers Vergnügens ist schon dazu hinlänglich. Und welches Opfer bringen wir nicht der Tugend, wenn unsre Wohlthätigkeit mit einem Sieg über unsre Leidenschaften

schaften verbunden ist, wenn wir einige Ausgaben der Eitelkeit, der Pracht, und dem Stolze entziehen, um sie zum Besten der Armen zu verwenden?

Allein wie viel giebt nicht Alcest seinen Begierden, das zwanzig Arme, wenn er es ihnen gäbe, glücklich machen könte. Sein Haus ist ein stets offener Tempel der Freude; aber nur für die, die wie er reich sind. Unterdessen daß eine geschäftige Menge die Vortheile seines Handels besorget, so ist er von Freunden, von Wein und Getümmel umgeben, und ein kostbares Gastmahl verdränget das andere. In seinem marmornen Pallaste, der von Pracht und Glanz schimmert, ertönt zweimal die Woche ein schönes Concert, und eben so oft versammelt sich der vornehme Theil der Stadt bei ihm zum Bal; und die übrigen Tage sind dem Schmauß und Spiel gewidmet. So verfliegt ihm der Winter unter beständigen Abwechselungen der Ergötzungen, und nie vergeht ein Tag, an welchem nicht sein geplagter Koch neue Speisen erfinden müsse, und nie gehen ihm die rei-

chen

chen Fässer ausländischer Weine aus. Seine Gattin borget ihm den ganzen Witz, der ihrem Geschlechte eigen ist, um seinen wollüstigen Geschmack zu nähren, und seinem Hause einen fürstlichen Glanz zu geben. Alcest wird überal bewundert, die ganze Stadt redet von ihm, und in allen Geselschaften wird seine Freigebigkeit und Großmuth gerühmt. Und warum solte er keinen großen Aufwand machen, da er reich genug ist, um niemals darben zu können? Aber man frage die Armen, wie viel Gutes sie von ihm bekommen; wo bleibt denn der Ruhm des Alcest? Er ist freigebig, und selbst verschwenderisch; aber gegen keinen, der dürftig ist. Nur seine Freunde, die Stand und Vermögen mit ihm verbindet, genießen seinen Reichthum, unterdessen daß hundert Arme, die er durch einen geringen Theil seines Ueberflusses, und von dem, was er nicht genießen kan, ernähren könte, in der Kälte leiden und im Hunger verschmachten. Er wird bald zum Mitleiden erweicht, wenn er Elende sieht; aber er scheuet, um sich die Empfindung zu ersparen, ihren Anblick, und läßt sie

nicht

nicht vor sich kommen. Sie winseln vor seiner Küche, die von einer ungeheuren Menge von Speisen dampft; man versagt ihnen den Zutrit zur Wärme, und wenn man gegen sie barmherzig ist, so wird ein Stück hart-gefrornes Brod ihr Loos, mit dem stürmischen Befehl, damit wegzugehen. Mit stummen Thränen sieht der Arme die unmenschliche Gabe an, schleicht gebückt davon, nimt sein altes Elend, und neuen Kummer mit sich fort, und seufzet in seinem kalten Winkel auf dem Stroh. O! möchten sie seine Seufzer hören, Alcest, und alle die geheimen Vorwürfe, die sie ihrem Herzen machen. Warum sind sie anders reich, als für die, die es nicht sind? Und giebt das Vermögen einen andern Vorzug, als den Vorzug einer größern Wohlthätigkeit? Nur die nützliche Verwendung des Reichthums macht das Verdienst ihres Besitzers; und was ist ihr großer Name, wenn bei den Lobsprüchen der ganzen Stadt der Arme über sie seufzen muß?

So sieht Diokled, dem immer die volle Börse klingt, und um dessen Leib das vergoldete Kleid glänzt, auf den öffentlichen Spaziergängen, wo er sich der Bewunderung ausstellet, einen Armen, den die Noth und der Schimmer seines Kleides herbeilockt,

lockt, an sich heranschleichen, und je näher er ihn kommen sieht, desto mehr erhebt er seine stolze Stirne. Furchtsam fängt der Elende an, ihn um eine Gabe zu bitten, und kaum kan sein Mund, vom Frost erstarrt, einige zitternd abgebrochene Worte hervorbringen; aber je weniger er sagt, desto mehr redet sein demüthiges klägliches Ansehen, sein abgehärmtes Gesicht, sein unbedeckter Leib, seine gelähmten Glieder, und die Strenge der Witterung für ihn. Allein Diokled verfolgt mit einer Sele, die keiner Rührung fähig ist, so ruhig, wie vorher, seinen Weg, unterdessen, daß der Arme mit einem ohnmächtigen Jammer hinter ihm her keicht, und vergebens den Himmel zum Zeugen anruft, daß er ohne seinen Beistand vergehen müsse.

Solte man wohl glauben, daß diese Gemählde ihre Urbilder haben? O! Menschlichkeit, Mitleiden, Barmherzigkeit, wo seid ihr denn? Wo sol euch der Arme und Elende finden? Wenn ihr nicht unter den Menschen seid, wo sol er euch denn auf der Erde suchen?

Der Winter.

Vierzehnte Betrachtung.

Nicht nur die Städte, auch die Dörfer, die ietzt mit den Feldern und Heerden ruhen, haben in dieser Jahreszeit ihre Ergötzungen. „Im Winter, sagt Virgil, geniessen die Landleute gemeiniglich des Erworbenen, und stellen fröhliche Gastmahle unter sich an. Der ruhige Winter, der sie ihrem eigenen Wilkühr überläßt, ladet sie zum Vergnügen ein, und endigt ihre Sorgen und Arbeiten.„ Und wie sehr verdient nicht der Landmann, dessen Mühe mit dem Jahre in einem Kreise umhergeht, und dessen Arbeitsamkeit für das Wohl des ganzen Staates so entscheidend ist, eine Ruhe, und Erquickung? Seine Ruhe wird ihm von der Natur selbst bestimt; sie ist der Zeit angemessen, und

kurz, wie die Ruhe der Natur. Er hört auf zu arbeiten, nicht weil er wil, sondern weil er nicht mehr kan; und seine Ergötzungen, die er unterdessen genießt, entspringen nicht aus verderbten Leidenschaften, sondern es sind Folgen seiner Arbeiten, und unschuldige Gespielinnen seiner Ruhe. Mit wie mannichfaltiger Mühe waren nicht die verflossenen Monate für den Landman durchflochten? Wie gehäuft waren nicht seine Arbeiten? Und wie standhaft verrichtete er sie nicht unter der Hitze, und andern Beschwerden, womit er zu kämpfen hatte? Wie oft war nicht vor dem Anbruch der Morgenröthe schon seine Stirne mit Schweiß bedeckt, den er ohne Ungedult verwischte?

Wenn aber sich die Welt im starren Frost begraben,
Der Berge Thäler Eis, die Spitzen Schnee bedeckt,
Wenn das erschöpfte Feld nun ruht für seine Gaben,
Und ein crystalner Dam der Flüsse Lauf versteckt;

Dann

Dann zieht sich auch der Hirt in die beschnei-
ten Hütten,
Wo fetter Fichtendampf die dürren Balken
schwärzt,
Hier zahlt die süße Ruh die Müh, die er er-
litten,
Der sorgenlose Tag wird freudig durchge-
scherzt,
Und wenn die Nachbarn sich zu seinem Heerde
setzen,
So weiß ihr klug Gespräch auch Weise zu
ergötzen.

v. Haller.

Diese nachbarliche Freundschaft, die in Hütten aufrichtiger als in Pallästen ist, versamlet iezt die geschäftlosen Einwohner des Dorfs oft zum nützlichen Gespräch, und oft zum Tanz, und andern Ergötzungen der Jugend. Da liegen rings umher die Dörfer in einer tiefen Stille und in einer friedsamen Einsamkeit, bedeckt mit der algemeinen Weisse des Schnees, aus welcher die Wände der Hütten sich braun unterscheiden; mit der feuchten Last beladen stehen die erstorbnen Fruchtbäume und Wälder umher, und indem die Sonne aus dem blauen Gewölbe des Himmels

die blendende Gegend beleuchtet, so zeichnen sich hin und wieder sichtbarere Schatten auf dem weissen Boden ab; aus einander zerstreut ruhen die kleinen Wohnungen, halb im Schnee vergraben, und behangen mit Eiszapfen, an welchen die Natur ihre Kunst in mannichfaltigen Bildungen verwandt; und in manchen Wirbel gedreht, und dann vom Sturm verjagt, wallet ein dunkler Rauch von den Dächern empor. Da schleicht nun am Abend durch den verschneiten Weg der Landman oft zu der Hütte des redlichen Nachbarn hin, und setzt sich bei ihm an den hellodernden Heerd zum nützlichen Gespräche, das unterhaltender, als das leere Geplauder einer ganzen Stutzerversamlung, ist, und von ungekünstelter Freundschaft und edlen Gesinnungen überfließt. Keine eifersüchtige Eitelkeit, und kein verleumderischer Witz mischt sich in ihren Umgang, und in ihre Unterredungen; Aufrichtigkeit, und eine schöne Einfalt der Sitten, von der stolzen Stadt verkant, beherschen ihre Zusammenkunft. In einer glücklichen Zufriedenheit, von keiner Ehrsucht, von keiner Furcht vor Räubern, und von keiner Sorge der Nahrung gestört, sitzen sie neben

ben einander, und ihr Vergnügen ist ein Vergnügen des Herzens, und nicht blos der Miene. Bald unterreden sie sich von dem Einfluß der Witterung in ihre Hofnungen, von dem Wohlstande ihrer Heerden, von den Schätzen ihrer Scheunen, und von ihren Bäumen und Feldern, rechnen, was sie gethan haben, und vergessen nicht, was sie noch zu thun haben, prüfen Vorschläge zur Verbesserung des Landbaues, billigen, verwerfen, sinnen auf neue, oder erzählen einander die Stärke ihrer Stiere, und den treuen Fleiß ihrer Knechte. Haben oft Leute von Stande und Einsicht wohl eine so lehrreiche Unterhaltung bei ihren Zusammenkünften, und ist nicht der gute Verstand in den Hütten oft unterrichtender, als der feine Witz in den Pallästen? Bald komt das ländliche Gespräch auf die Geschichten des Dorfes und der Nachbarschaft, auf die Jagden des Junkers, und seine Besuche, die er aus der Stadt empfängt, auf manche junge Braut, und die nahen Freuden der Hochzeiten, und indessen, daß oft ein ungesuchter Scherz mit einfließt, und ein stärkender Trunk ihre Munterkeit belebt, so versamlet sich die ganze Familie, die vom Markte

zurückkomt, drängend um das wärmende Feuer, und Jürge fängt an neue Wunder zu erzählen, die er den Tag gesehen, vom tanzenden Bär, vom lustig springenden Affen, vom künstlichen Leierman, vom gelehrten Wurmdoctor, und von dem schnackischen Spaß des Hanswurst, worüber sich alle Leute fast die Sele aus dem Leibe gelacht hätten. Alle wiederholen, was er sagt; aus allen bricht die Geschichte, und ein langes lautes Gelächter vom neuen hervor; erstaunend und mit aufgesperten Munde sitzt der unerfahrne Knabe, gaft unverrückt die Erzählenden an, und brent vor Ungedult, auch die lustige Stadt zu sehen. Sind die merkwürdigen Begebenheiten des Tages erzählt, so begint eine Alte ihre Gespenstermährchen, versichert ihre Wahrheit, und nent die Augenzeugen. Jeder, der zuhört, glaubt auch; und ein Schauder beschleicht alle Herzen. Bald aber vertreibt ein junger Liebhaber die thörichte Furcht durch ein herzliches Geschäcker mit seinem Mädchen, und raubt ihr, indem sie sich vorsichtig nach der Mutter umsieht, einen Kuß; es erschrickt, wie es Mädchen geziemt, wird roth, und zürnt, und ist wieder gut; dann erneuert

sich

sich das verliebte Geplauder, oft vermischt mit Vorwürfen über Untreue, die sie einander schalkhaft machen, und feierlich beschlossen mit Versprechungen und guten Wünschen. Oder der Verliebte verläßt am Abend die väterliche Hütte, um seine Braut in einem entlegenen Dorfe zu besuchen. Er ist müde vom Holzfällen, der Weg ist weit, und verschneit, und der Mond verbirgt seine Fackel hinter dicken Schneewolken. Indessen schleicht er fort, wohin ihn die Liebe führt, achtet nicht die Dunkelheit, nicht die Kälte, nicht die Gefahr; von der zärtlichen Sehnsucht geleitet findet er nach einem mühsamen Umherirren die Wohnung seiner Geliebten; mit einem erfreuenden Scheine schimmerte ihm schon von Ferne die Lampe in die Augen, und die bekante Stimme ihres Hundes, der immer heller anschlägt, meldet ihm, daß er nicht mehr weit von ihr ist. Nun trit er zu ihr herein, und Verwunderung, und Freude, und ein herzliches Händedrücken empfangen ihn, und indem sie ihn bald wegen seiner Liebe rühmt, bald wegen seines Weges bedauert, und hundert Fragen an ihn thut, so führt sie ihn hüpfend zur Wärme, und erquickt

ihn mit süßen Früchten, und noch süßern Gesprächen. O, Liebe, Ueberwinderin aller Gefahren und Ungemächlichkeiten, wie manchen Zärtlichen verfließt nicht vielleicht unter deinen sanften Einflüssen diese Jahreszeit, ohne daß sie die Rauhigkeit, die ihr eigen ist, empfinden? Oft aber versamlet auch der Winter das Dorf zum Tanz, den nicht die Kunst, sondern die Fröhlichkeit anordnet; dann die Zusammenkunft der starken Jugend, und darunter manches blühende Landmädchen, der gesunde Schmaus, die bäurische Geige mit dem rauhtönenden Waldhorn, der lustige Sprung von der Natur gelehrt, und das wilde Gestampfe auf der wiederhallenden Diele, das untermischte einfältige Geschäcker, das jauchzende Gelächter mit dem Händeklatschen begleitet, und der frohe Beifal der zuschauenden Alten, die zur Lust ermuntern, die sie selbst nicht mehr genießen können. So verfliegt mancher Winterabend dem Landman unter billigen Ergötzungen, die er durch lange Arbeiten verdient hat, die ihm durch die Einfalt und Unschuld seiner Sitten schmackhaft werden, und wodurch er sich zu seinen beschwerlichen Geschäften wieder stärkt.

Allein

Allein seine Ergötzungen besetzen nicht, wie in der Stadt, seinen ganzen Winter; sie wechseln mit weniger schweren Arbeiten, als in andern Jahreszeiten, ab, und eben dadurch wird ihre Rechtmäßigkeit, und ihr Reitz erhalten. Ist die Erde noch nicht durch den Frost versteinert, so treibt er, oft in Nebel gehült, und oft vom Regen durchfeuchtet, seinen Pflug über das Brachfeld, und reißt, besorgt für die Zukunft, die Furchen auf, denen er erst spät den Samen anvertrauet. Oder er begiebt sich mit seiner Axt in den Wald, und hauet und fället die stämmigsten Eichen, von deren krachenden Fal die ganze Einöde bebet, und das Wild erschrocken auffährt; dann beladet er seinen Schlitten mit Holz für den reichen Bürger, der in seinem Pallast den Winter verschwärmt, uneingedenk der geplagten Menschen, die sich für seine Bequemlichkeit ermüden, und lange für ihn der Kälte ausgesetzt, oft kaum eine dürftige Wärme genießen können. Oder der Landman hauet die Gebüsche, die seinem Acker einen brauchbaren Platz rauben, nieder, oder er zingelt einen schützenden Zaum um seine Weiden, oder er bessert, damit ihn nicht

die Arbeiten des Frühlings unbereitet übereilen, seine Werkzeuge aus, oder er pfleget sein Vieh mit Futter, Getränk und Wärme; unterdessen, daß sein Weib, ein Muster der Treue und des Fleißes, emsig am Spinrocken sitzt, und immer geschäftig bald das lallende Kind wartet, bald für die Hausgenossen die Speise bereitet, und in einem Tage mehr häusliche Verrichtungen besorgt, als manche stolze Bürgerin im ganzen Jahr.

Hier ist die Schule der Arbeitsamkeit, und hier lerne man an den ländlichen Beispielen nützlicher Beschäftigungen die Bestimmung des Lebens, und den Gebrauch der Zeit erkennen. Was ist ein ganzes Leben, wenn es in Tändeleien vernützet wird? Ist nicht der Müßiggang ein Raub, den man an dem kostbarsten Gute begeht? Zwar scheuet ein jeder den Namen des Müßiggängers; man wil das wenigstens zu sein scheinen, was man nicht ist, und nimt die Miene des Geschäftigen an. Hundert Menschen arbeiten; aber keiner vielleicht das, was er sol. Und sind nicht manche Geschäfte ein versteckter Müßiggang? Wie wenig wissen sich recht zu beschäftigen, nehmlich

lich das zu thun, was sie nicht nur nach ihren Fähigkeiten thun können, sondern auch nach ihren bürgerlichen Verbindlichkeiten thun sollen, und jede bestimte Arbeit nicht nur zur gehörigen Zeit, sondern auch auf die rechte Art zu verrichten? Und doch hängt von der wahren Geschäftigkeit der Bürger in allen Ständen der Wohlstand und die Ordnung des Staates ab. Laßt uns nach dem Beispeile des Landmans, der nichts versäumt, was zu seinem Beruf gehört, laßt uns, ein jeder für sich, das willig und geschickt verrichten, was unser Standort, den wir auf der Erde einnehmen, von uns fordert; dann erfüllen wir die Bestimmung unsers Lebens, und dann sind wir, bekleidet mit dem ächten Ruhm einer patriotischen Gesinnung, und, was weit mehr ist, belohnt mit der erhabensten Zufriedenheit des Herzens, die Werkzeuge, wodurch die Vorsehung ihre harmonischen Absichten in einem Theile der Schöpfung ausführt. Laßt uns die weise Geschäftigkeit, wozu wir gebohren sind, der Natur absehen, die niemals müßig ist, auch wenn sie zu ruhen scheint, und die, indem sie unter der stillen Feier des Winters das künftige Jahr in ihrem

tem Schooße bereitet, uns einen Wink gibt, unserm Berufe gemäß zu leben. Nur der Feige klagt über Gefahr, und der Faule über Beschwerden; keine Mühe halte uns zurück, das zu thun, was Pflicht ist. Nicht das Leichte, sondern das Beschwerliche, das mit unsern Geschäften verbunden ist, erwirbt ihrer standhaften Erfüllung ein neues Verdienst. Wenige sind Gefahren und einer harten Mühseligkeit ausgesetzt; unsre meisten Verrichtungen leiden eine gewisse Bequemlichkeit und Ruhe. Und solten wir auch diese unserm Berufe aufopfern müssen, so wird uns die Erinnerung an die Menge unsrer Nebenmenschen, die weit mehr als wir dulden, wieder aufrichten können. Wie rauh und mühsam sind nicht die Arbeiten des Landmans, und wie unverdrossen verrichtet er sie nicht? Wie munter geht er nicht an seine Arbeiten, unter welchen er oft mit Hitze, mit Regen, mit Sturm, mit Schneegestöber, und der ganzen Rauhigkeit der Natur zu streiten hat? Und wie heiter ist nicht am Abend sein Angesicht noch mitten unter dem Schweiße, wenn er mat von der Last des Tages, und entkräftet von der Witterung, wovon der Weichling

seinen

seinen Athem von sich gegeben hätte, zum Feuer kriecht, oder sich zur armseligen Mahlzeit setzt? Er thut, was sein Beruf von ihm fordert, eben so willig, als standhaft, und er hält es für seine Lust und seinen Ruhm, das verrichtet zu haben, was er verrichten muß.

Möchte doch der Landman, dieses Beispiel des Fleißes, das so sehr die Trägheit und den vornehmen Müßiggang in der Stadt beschämt, möchte er doch allezeit unter seinen mühseligen Arbeiten durch die Hofnung des Genusses aufgemuntert werden. Wenn er, bekämpft von allen Ungemächlichkeiten der Jahreszeit, und übergossen mit Schweiß, noch die erquickende Aussicht in eine Zeit hätte, wo er sich von den Arbeiten seiner Hände, von den Früchten seines Feldes und seiner Heerden sättigen könte, wie sehr würde sich nicht sein Muth beleben? Aber nicht für ihn wird oft die Erde zur Fruchtbarkeit bereitet, nicht für ihn wird die Strenge der Witterung überwunden, nicht für ihn fließet sein Schweiß; was er mit so vieler Mühe erringet, entreißen ihm die Feindseligkeiten der Fürsten, oder die Tyrannei seines

Herrn,

Herrn, dessen Sclave er ist. Wie manche Landhütte, dessen geplagte Einwohner die Gegend umher zu einem fruchtbaren Paradiese bebaueten, wird nicht iezt von Mangel und Noth gedrückt? Und wie mancher Landman hat für den Reichthum der Früchte, die er der Erde abzwang; für alle Abeiten, womit er den Frühling und Sommer hindurch strit, kaum im Winter etwas Holz wider die Kälte, kaum ein hartes Brod wider den Hunger? Wer kan dieses denken, ohne eine mitleidige Bewegung in der Brust zu verspüren? Gehört denn der Unschuld Plage, dem Fleiße Mangel, und der Mühe Thränen? Solte nicht das Feld den, der es bauet, zuerst ernähren? Solte nicht der, dessen unaufhörlicher Arbeitsamkeit wir es zu danken haben, daß wir im Winter Unterhalt und Wärme haben, der für uns den Mangel und die Rauhigkeit dieser Jahreszeit mindert, solte der nicht eine vorzügliche Erquickung und Belohnung genießen? Und doch ist er oft von einer ewigen Sclaverei gedrückt, und mit Armut und Elend überhäuft. Die Natur hatte allen Menschen die Freiheit und dem Fleiße den

Genuß

Genuß des Erworbenen bestimt; aber die Begierde nach Herschaft und Ueberfluß, und das tyrannische Eigenthumsrecht hat ihre gütigen Anordnungen zernichtet, und Menschen haben Menschen zu Sclaven gemacht, um ihren Leidenschaften ein unmenschliches Opfer zu bringen. Der Mächtige verschwelget, was der Geringe für sich errung; die Arbeit eines ganzen Dorfes wird an einem Tage in einem Gemählde, in einer Statue, und noch gewöhnlicher, in einem Gastmahle verschwendet; und die Tyrannei, die es einer Menge geplagter Menschen zur harten Pflicht macht, zu erwerben, macht es ihr auch zum Verbrechen, zu genießen. Wie schimpflich ist es nicht für die Menschlichkeit, den Schwächern unter die Würde seiner Natur zu erniedrigen, und ihn, seiner Freiheit beraubt, in einen Zustand herabzusetzen, der schlechter und elender, als der Zustand der Thiere ist? Wann wird doch einmal der Tag der Gerechtigkeit und Menschenliebe anbrechen, der die Sclaverei und den grausamen Unterschied zwischen Menschen aufhebt, die alle verbrüdert, alle aus einem Stoff und von einer Hand gebildet, alle

einerlei

einerlei Recht zu den Gütern dieses Lebens, und einerlei Hofnung zu dem Zukünftigen haben? Wann werden die kleinen Tyrannen auf dem Lande, die sich Fürsten zu sein dünken, und keinem Fürsten zu dienen fähig sind, sich einmal erinnern, daß ihre geplagten Unterthanen nicht nur ihrer Natur und ihren wesentlichen Bestimmungen nach das sind, was sie selbst sind, sondern auch, was sie selbst nicht sind, würdige Menschen, und nützliche Glieder in der großen Kette der Welt?

Der Winter.

Funfzehnte Betrachtung.

Da meine Leser zu viel Geschmack haben, als daß sie nicht schon mit den schönen Gedichten auf den Winter vom Kleist, Zachariä, Uz und Giseke bekant sein solten; so rücke ich hier zur Abwechselung ein neues ein, das mir in der Absicht geschenkt ist.

An Selinden.

Jetzt traurt die ganze Natur, die Freuden schlafen in Gräbern,
Der Winter str[illegible] Unmuth über die Welt;
Jüngst glänzten Tage der Lust; ietzt drücken uns finstere Bilder
Der Melancholie.

Der trübe Himmel bethränt in Regengüssen die
Erde,
Die Lüfte klagen im bangen Geheul.
Die sanften Zephirs sind todt; nur wilde Stür-
me aus Norden
Durchwühlen die Luft.

* *

In Ställen zittert das Vieh, und wiederkäuet
mit Stöhnen,
Die Schafe meiden verdrießlich die Flur;
Die Lämmer hüpfen nicht mehr, sie liegen traurig
in Hürden
Gelagert aufs Stroh.

* *

Es sind die Völker der Luft erstarrt in Sümpfen
begraben,
Und tief in Klüften und Bäumen versteckt;
Der Sperling sitzt noch verzagt auf Dächern, das
Täubchen fühlt Schauer
Und rupft sich vor Leid.

Die Wälder stehen entlaubt; so öd' erscheinen
uns Plätze,
Wo noch Ruinen von Brandstäten sind;
Beraubt des reitzenden Grüns sind junge Hecken
und Sträuche
Vom Reife begraut.

* *

Die Aecker liegen verheert; hier floß dem Land-
man der Sommer
Getheilt in Arbeit und Freude vorbei;
Hier sah die Morgenröth' ihn, es sah ihn der
dunkele Abend
Vom Schweiße bethaut.

* *

Jetzt grüßt er selten sein Feld, gleich den gezwung-
nen Besuchen,
Und eilet hurtiger über sie hin;
Doch oft erfreut ihn ein Blick auf die Saat des
Winters, und Hofnung
Beschleichet sein Herz.

Es stürzt kein rauschender Strom mehr laute Anmut von Klippen;
Das Chor der Büsche ist traurig verstummt,
Nur blos das Todtengeschrei der Raben jammert dem Echo
Im öden Gehölz.

* *

Sie schwärmen irrend umher, durchkreuzen hungrig die Wälder,
Und ihnen ächzet das Leichenhuhn nach,
Es klagt den Tod der Natur, und schüttelt mit hangenden Flügeln
Das Glatcis von sich.

* *

Der junge Buchenhain seufzt, gepeitscht vom wütenden Nordwind,
Es bückt der knarrende Eichenwald sich.
Dein Garten, Selinde, liegt wüst', und einsam besucht seine Beeten
Die räubrische Kräh.

Wo sind die Fluren, die stolz im höhern Reitze sich
schmückten,
Wenn sie dein lächelndes Auge begrüßt',
Wo manche Blume, vom Trit des schönen Fußes
gebogen
Frohduftend sich hob?

Nun hült der fallende Schnee die vormals reitzen=
den Wiesen,
Wo du oft blühender neben mir gingst;
Einförmig liegen sie da, und hören die holden
Gespräche
Der Freundschaft nicht mehr.

Wo fließt der silberne Bach, worin du sonst dich
erblicktest,
Und wenn du die himlischen Reitzungen sahst,
Die Augen bescheiden entzogst, vom treuen Spiegel
falsch glaubtest,
Er schmeichele dir?

Er murmelte vormals vergnügt bei jungen Linden vorüber,
Und küßte die grünenden Kräuter am Strand,
An dem du einsam oft gingst; ungern verließ er sie wieder,
Und krümte sich oft.

Mit Wirbeln zögerte er, bis daß die Fluth ihn mit fortriß;
Da schalt sein lauteres Murmeln den Neid,
Er floh beflügelt von Zorn. So machst du das Leblose fühlbar,
So sieget dein Reitz.

Jetzt binden Fesseln von Eis ihn an den Säumen der Felder,
Man hört sein lautes Geschwätze nicht mehr;
Nicht mehr im sonnigten Glanz trägt er auf hüpfenden Wellen
Die Schönen im Kahn.

Er ist mit Brücken belegt; es glitschen Jüng-
linge sicher
Auf ihm mit stählernen Schuhen hinweg;
Ein banges Knirschen, das sich im dumpfen Ge-
töse verlieret,
Durchschalt sein Gewölb'.

* *

Vielleicht stöhnt er noch vor Gram, daß du, der
Grazien Tochter,
Nicht mehr dein reitzendes Antlitz ihm zeigst.
Um dir gefällig zu sein, schlug er sonst silberne
Wellen
Mit holdem Geräusch.

* *

Du kamst; und Majestät floß von deinen fürstli-
chen Blicken,
Du kamst, und Ehrfurcht beherschte die Trift;
Der ganze Hain ward Gesang; dich grüßten ein-
stimmig die Vögel,
Und alles ward Ohr.

So wird die Unruhe stum, und schnel erschallen
Concerte,
So bald der Prinz in den Opernsaal trit.
Die Lerchen stiegen empor, und sangen den Wolken die Freude,
Daß sie dich gesehn.

* *

O Freundin! laß uns vergnügt der Jahre Frühling genießen!
Doch — iezt ist der mürrische Winter uns feind,
Die trübe Wolke von Schnee, die Wirbelwinde
zerstäuben,
Verschließt uns den Hain.

* *

Um Berge, von welchen wir stolz die Schlösser sahn,
und verschmähten,
Dampft iezt ein schwärzliches Nebelmeer Gift,
Die Lauben, worin oft dein Mund in süßen Scherzen entzückte,
Umglänzet das Eis.

Der menschenfeindliche Frost würd' deine purpurnen Wangen
Mit einem nächtlichen Blau überziehn,
Dein weisses zartes Gesicht zerriß die Sichel der Kälte,
Beträtst du die Flur.

* *

Dein feuriggrühender Mund! er würde fühllos zu Eise,
Wie grausam wär denn der Winter für mich!
Doch nein, er schrecket mich nicht; die Liebe sol ihn verschönern,
Wie ehmals den Mai.

* *

Wie reitzend trittst du daher, Selinde, in prächtigen Zobeln,
So reitzend kleidet kein seidnes Gewand,
Das Weste flatternd durchwehn! o wie so angenehm ernsthaft
Entzückst du darin!

Wie artig stehet dem Kopf der Hut, von Menzel entlehnet,
Wie lieblich kriegrisch umhängt dich ein Pelz,
Wie lockend wäre der Krieg, wenn solche Heldinnen stritten,
Wie schön das Gefecht!

* *

Dort raucht aus Meißens Geschir der Dunst chinesischer Kräuter,
Und Bohnen, die die Levante uns gab;
In Gläsern perlet der Wein, der tapfre Gegner der Kälte,
Der stets sie bezwang.

* *

Wähl dir, Selinde; sieh hier, wie schön der Burgunder spielet,
Da ihn die flammende Gluth des Camins
Mit lichtrer Röthe durchfärbt; sieh, wie das zitternde Feuer
Im Glas wiederscheint.

Stoß

Stoß an das mäßige Glas, und trink, und setze dich nieder
Aufs weiche Kanapee vor dem Camin;
Da ruhn wir beide umarmt an seinem Rücken, die Lippen
Auf Lippen gedrückt.

* *

So küssen wir Stunden hinweg, die sonst der fliegende Winter
Mit Unlust trübet, nur Liebenden nicht;
Bei unsern Küssen verstumt das wilde Geheule der Stürme,
Die Kälte entflieht.

* *

Noch einmal klinge das Glas dir, und dem Ruhme der Dichter,
Die uns die Freuden des Winters gelehrt.
Wie fließt nun Scherz und Gespräch! O Winter! wüte nur immer,
Jetzt bist du ein Lenz.

Jetzt

Jetzt bist du der Liebe ein Lenz, die frei vom Zwange des Hofes,
Die fern vom wilden Geräusche der Stadt,
Uns in der Stille entzückt, mehr als die Oper den Fürsten,
Als Bälle die Stadt.

* *

Der Fürst erkauft sich die Lust, die ihm die Sängerin trillert,
Mit Schätzen, die ihm der Landman erschwitzt,
Und unempfunden entflieht, schnel, wie den Lippen der Triller,
Dem Fürsten die Lust.

* *

Die Stadt vom Weine befeurt, versamlet zu lermenden Freuden,
Schwärmt wild in stäubigten Tänzen umher,
Springt, bis der Morgen sie stört, sich in die Nerven Ermüdung,
Nicht Freude ins Herz.

Doch hier, Selinde, erkauft ein Kuß den andern,
den keiner,
Vielleicht der lüsterne Neider, beseufzt;
Und nie der Freude zu sat fließt uns von feurigen
Lippen
Empfindung ins Herz.

* *

Es mag der Junker die Spur des Hasen durch
Wüsten verfolgen,
Und von dem Knalle des tödlichen Rohrs
Erschal das weite Gehölz; er färbe den Schnee mit
dem Blute
Des sinkenden Thiers.

* *

Er sei, der Mörder im Wald, und der Verwüster
der Schöpfung,
Grausam durch blutige Scenen ergötzt;
Was ist sein Winter, wenn er, in rauhen Jagden
verwildert,
Die Liebe verkent?

Hier

Hier denken wir, Hand in Hand, und Aug an
Auge geheftet,
Noch einmal die schönen Minuten zurück,
Wo uns ein goldnes Geschick, von Liebesgöttern
gewebet,
Zur Liebe verband.

* *

Du weist, wie schnel sie entflohn; auch ietzt ent-
fliehn sie, und keine
Kehrt aus der Ewigkeit Abgrund zurück;
Laß, himlisches Mädchen, laß uns sie alle mit Küs-
sen bezeichnen,
Und dann erst entfliehn.

* *

Kein Ungeheuer bewacht, mit hundert feurigen
Augen,
Wie Doris Busen, dein zärtliches Herz;
Vielleicht weint ietzo vor Harm das arme schluch-
zende Mädchen
Sich Thränen im Schooß.

Vielleicht tobt itzo vol Neid ihr menschenfeindlicher Unhold
Um ihre frischeren Wangen daher,
Und quälet von ihrem Gesicht den Frühling, von blühenden Lippen
Die Rosen hinweg.

* *

Vielleicht benagt ihre Brust der giftige Zahn der Verläumdung,
Womit bejahrte Betschwestern der Stadt,
Die ihre Jugend verbuhlt, die glückliche Liebe anfallen,
Die Tugend bewacht.

* *

Du seufzst — Zertheile sie nicht die glänzende Thräne im Auge,
Der unterdrückten Unschuld geweint;
Wein sie herunter, sie sol erst deine Wange verschönern,
Dann küß ich sie weg.

Mitleidig wein sie herab, sie sei der Freundin geheiligt,
Die einsam den Lenz der Jahre durchtraurt.
Dann fühle, wie glücklich du bist, dann fühl ich in deiner Umarmung,
Wie glücklich ich bin.

* *

Dank sei es dir, Mutter Natur, die du für meine Selinde
Kein Ungeheuer zur Aufsicht erschufst;
Die Unschuld bewachet ihr Herz, so treu, als Augen der Alten,
Und sanfter, als sie.

Der
Winter.

Sechszehnte Betrachtung.

Unterdessen, daß ein Theil der Menschen die Ergötzungen des Winters genießt, und ein anderer seine Beschwerlichkeiten fühlt, wälzt sich diese Jahreszeit auf der Bahn ihrer rauhen Monate, bald unter Schneegestöber, Regengüssen, Stürmen und Finsternissen, bald unter hellen Tagen, von der Klarheit des Himmels, und der Heiterkeit der weissen Erde verschönert, immer weiter fort. Aber kaum erheitert oft ein blendender Schnee die Natur, so vertilgt ihn ein wildes Regenwetter wieder, die ganze Oberfläche der Erde kleidet sich in dunkle Farben, und alle Gegenstände nehmen ein trauriges und ernsthaftes Ansehen an. Dann entfliehet der Frost mit allen seinen künstlichen Gestalten, die er gebildet hatte; der harte Erdboden wird

wieder aufgelöset, und wird eine weiche Masse, in welcher der beladene Wagen versinkt; die Flüsse schlagen wieder Wellen an schwellende Ufer, und ein giftiger Nebel steigt aus den eröfneten Wassern empor; die Wälder liegen, wie eine schwarze Einöde, vor dem Auge da, und die weite Aussicht wird von Wolken gesperrt, die mit einem Meere von Regen geschwängert sind; der Himmel ist mit einer ewigen Dämmerung umzogen, und kein Blick der Sonne dringt durch die dunkeln Vorhänge zur trostlosen Erde herab; traurig schleichen die Tage, den Nächten ähnlich, vom Morgen zum Abend hinunter, und das schwache Licht, das sie noch haben, gleicht dem matten Scheine der Lampen, die die fromme Andacht in Gräbern anzündet; alles ist umher todt und öde, so öde, als wenn eine Pest den Städten und Dörfern ihre Einwohner geraubt hätte; keiner wagt sich aus seiner Wohnung in den Platzregen, der unerschöpflich aus der dicken Luft herunterbrauset, und alle Gassen überschwemmet; das Ohr wird unaufhörlich von dem wilden Geplätscher ermüdet, und von dem Geheule der Sturmwinde, in welches sich oft das jammernde Gebrül der Heerden in den Ställen, die Futter fodern,

dern, und das Gekrächse der umherschwärmenden Raben mischet, die keinen Schutzort wider das grausame Wetter finden können; die Thüren krachen, die Fenster beben, und ein dunkles Gemurmel reget sich in allen Winkeln des Zimmers, und Schauder und Melancholie bemächtiget sich der Herzen der Menschen.

Unter dieser Dunkelheit der kurzen Tage, und unter dieser Unfreundlichkeit der Witterung sitzt Arist in seiner einsamen Wohnung auf dem Lande, und die Melancholie des Himmels führt seine Seele zu ernsthaften Betrachtungen des Lebens hin. Er kent die Scenen der Welt; aber sein langer Umgang mit ihr hat ihn mehr mit ihrer schlimmen als guten Seite bekant gemacht. Der Betrug, die Falschheit, die Nachstellung, die sich unter den Menschen oft in tausend Gestalten kleiden, haben ihm eine Abneigung gegen die Welt, und eine Liebe zur einsiedlerischen Entfernung almählich eingepflanzt. Er hat sich dem Anblick der Menschen entzogen, weil er von ihnen oft hintergangen ist, weil er oft ihre Laster gesehen, und weil er nun einen Argwohn gegen das ganze menschliche Geschlecht gefaßt hat. Er findet in der Einsamkeit ein Vergnügen, und eine Ruhe, die er in Ehrenstellen und in der Bekantschaft

mit der großen Welt nicht fand. Verborgen lebt er in einer prachtlosen Wohnung, und in einer Gegend, die ihn von allen Besuchen entfernt, allein bei seinen Büchern, den treuen Freunden in der Einsamkeit, und Tröstern im Unglück; aber er fühlt nicht ihren mächtigen Zuspruch, womit sie ihn zur stillen Heiterkeit aufmuntern. Der üble Erfolg seiner Unternehmungen, und seine Widerwärtigkeiten, die er von Menschen und vom Zufal erlitten, haben seinen Geist zu sehr niedergeschlagen, seine Seele zu sehr an traurige Empfindungen gewöhnt, als daß er sich weder an der Hand eines Seneca, noch eines Gleims zum Muth und zum Vergnügen wieder erheben könte. Und welchen Einfluß haben nicht die äußern Dinge auf eine solche Sele? Die einsiedlerische Lage seiner Wohnung, und die Abwesenheit seiner Nebenmenschen, die erstorbene Natur um ihn her, die Dämmerung und Rauhigkeit der regenvollen Tage, dies alles vermehret seine Melancholie, und wird eine neue Nahrung für seinen Kummer. Um ihn herscht der Winter mit lauter Finsterniß und Schauer, und was der Winter nicht hat, das giebt ihm seine Einbildungskraft. So traurig für die Sinnen die Witterung ist, so traurig ist für ihn die ganze Welt; er sieht sie mit immer trüben Blicken

an,

an, und sie hat nichts, was ihn aufheitern könte. Was ist hier, klagt er, indem er die zerrunzelte Stirne mit der Hand stützet, und lauter Nacht sich in seinen Augen sammelt, was ist hier, das meine Wünsche an sich ziehen, und mir noch eine Neigung zu der Welt einflößen solte? Ist nicht der Mensch zur Widerwärtigkeit gebohren, und die Welt ein weiter Schauplatz der vergeblichen Mühe, und des Elendes? Die Arbeit ist für den Redlichen, und der Genuß für den Bösewicht; die Unschuld verschmachtet in Armut, und Glück und Reichthum sind in den Händen des Lasters. Eifersucht und Bosheit schwärzen die Absichten des Redlichen an, und die Nattern der Verläumdung ruhen nicht eher, als bis sie das Verdienst in den Staub gestürzt sehen. Betrug macht in Städten, und Schmeichelei an Höfen glücklich. Die Ehrenstellen werden den Meistbietenden übergeben, und alle bekommen Aemter, nur der nicht, der es verdienet. Der Unwissende wird in eine Stelle erhoben, die Einsicht verlangt; und der fähige Mann bleibt in seiner Niedrigkeit zwar oft bekant, aber nicht hervorgezogen, und seine Gaben sind ein Schatz, der ungenutzt in der Erde liegt. Bietet sich der Geschickte zum Dienste des Staates an, so stehen gleich hundert Unwürdige wider ihn mit

den Waffen der Nachstellung und der Verläumdung fertig, und er liegt unter, wenn er nicht durch gleiche Niederträchtigkeit, als wider ihn streitet, zu siegen sucht. Und was kan also das Leben anders, als eine Kette der Unruhe, des Kummers, und der Traurigkeit sein? Unaufhörlich wird der Geist des Menschen durch Entwürfe und Arbeiten zerstreuet, und das Herz ist ein Schauplatz, wo die Leidenschaften immer kämpfen, wo niemals Friede, noch ein Stilstand des Streites ist, wo bald die Hofnung von der Furcht, bald die Furcht von der Betrübniß, und die Betrübniß von Angst und Verzweiflung besieget wird. Nur zur Qual lebet der Mensch; Armut und Hunger und Hülflosigkeit ist sein Looß, wenn er auf die Welt trit, Schweiß und Thränen, wenn er auf ihr seine Rolle zu spielen anfängt, und Todesangst, wenn er sie verläßt. Wie vielen Mängeln und Schmerzen ist er nicht durch die Einschränkung seiner Natur, und wie vielen traurigen Zufällen, durch die Verknüpfung der Dinge, und den Lauf der Weltbegebenheiten ausgesetzt? Bald zerstört eine Krankheit seine Kräfte, und seinen Unterhalt; ein vieljähriger Schmerz wütet in seinen Gliedern, und macht ihn sich, und seiner Familie zur Last; bald raubt ihm das Feuer, oder das Wetter, oder, was

noch

noch gewöhnlicher ist, die Bosheit der Menschen, oder die Ungerechtigkeit der Gerichtsstühle sein Vermögen, und er muß mit seiner Nachkommenschaft darben; bald entziehet ihm der Tod die einzige Hofnung zum Trost in seinem Alter, seine Kinder, oder seine Gattin aus seinen Armen, und macht seine letzten Tage ihm selbst unerträglich; das grausame Grab nimt ihm alles, was seine Liebe hatte, die zärtliche Mutter, die ihn unter ihrem Herzen trug, den sorgfältigen Vater, der ihn erzog, das treue Weib, das mit ihm die Beschwerlichkeiten und Plagen des Lebens theilte, den Sohn, worin er sich eine Freude, und eine Stütze in der Schwachheit erziehen wolte, dieses alles nimt ihm das grausame Grab; und doch ist dieses Grab das einzige gerechte Ziel der sterblichen Wünsche, zu welchem der Weg eines jeden durch Dunkelheit und Labyrinthe unter Mühseligkeiten und Thränen geht, und zu welchem keiner zu früh komt, weil sich in ihm der traurige Winter des Lebens endigt.

So denkt und klagt der melancholische Arist den melancholischen Wintertag bis an den Abend hinab, wo die angezündete Lampe einen bleichen Schimmer um seine thränenden Augen her verbreitet, und seine Sele mit der Nacht immer finsterer wird. Sollen

wir mit ihm klagen, oder ihn nur bedauren? Zwar hat die sitliche Welt, wie die physische, ihre widrige Seite. Wie manche Wintertage dunkel und öde und beschwerlich sind, so sind es auch manche Scenen des Lebens; aber wie Sturm und Finsternisse nothwendig, und in weisen Gesetzen der Natur gegründet sind, so sind es auch die widerwärtigen Vorfälle, die uns auf der Erde begegnen. Wer kan es hindern, daß der Tag nicht von finstern Wolken überwältigt, und daß unser Glück nicht von Menschen und Zufal gestöret werde? Wer kan dem Himmel eine beständige Stille und Heiterkeit, und der Sele eine ununterbrochene Ruhe geben? Verstattet es nicht die gegenwärtige Einrichtung unsrer Natur eben so wenig, daß wir von Schmerzen und unangenehmen Empfindungen frei sein können, als es die Einrichtung der Körperwelt verstattet, daß die Luft niemals von Regenwolken verdickt sei? Sind nicht die Regierer des menschlichen Geschlechts, die Leidenschaften, die oft gute, und oft schlimme Wirkungen hervorbringen, eben das in der sitlichen Welt, was die Stürme in dem Dunstkreise sind? Wie die rauhe Witterung eine Quelle der Fruchtbarkeit ist, so ist uns auch die Widerwärtigkeit zugesellet, um uns Tugenden und Verdienste zu geben, die wir uns ohne sie niemals erwerben

werden können. Die Strenge der Leiden härtet uns zur Gedult und Standhaftigkeit ab, und benimt uns die Weichlichkeit, die sich eben so wenig mit den Zufällen des Lebens, als mit der Weisheit verträgt. Die Dunkelheit lehrt uns erst das Licht schätzen; eine beständige Heiterkeit würde uns blenden, und das Auge ermüden; und nur dann lacht uns ein aufgeklärter Tag am meisten, wenn finstere vorhergiengen. Aber die traurige Seite der Welt ist es auch selten so sehr, als der Mensch sie sich vorstelt. Sehr oft sind unsre Vorstellungen von den Widerwärtigkeiten, die uns begegnen, zu lebhaft, und fast niemals ist das Unglück wirklich so groß, als der, der es leidet, sich es einbildet. Das Uebel stößt zu nahe an unsre Empfindungen, unsre Furcht wird durch die Selbstliebe, oft auch durch unsre Weichlichkeit, zu sehr vermehrt, und die Leidenschaften übertäuben den Verstand zu schnel, als daß er fähig wäre, ein richtiges Urtheil zu entwerfen. Weil wir uns lieben, so glauben wir immer, daß wir zu viel leiden; und oft ist es unser Stolz, der unsre Leiden in unsern Augen vergrößert, weil wir uns durch die Art, womit wir sie ertragen, einen Ruhm erwerben wollen. Und wie die gegenwärtige Empfindung unsre Uebel größer macht, als sie sind, so kan es auch der Verdrus

und die Melancholie thun, die uns oft übrig bleiben, wenn auch die Uebel schon überstanden sind. Wir machen uns selbst zu sehr zum Mittelpunkt in der Welt, als daß wir nicht gegen alles, was uns unangenehme Empfindungen verursachte, einen Abscheu behalten solten. Wir bleiben mehr bei dem Schmerz und den sinlichen Eindrücken stehen, die uns die Vorfälle des Lebens machen, als daß wir einen Blick auf ihre Nothwendigkeit und ihre höhern Vortheile werfen solten; und wir fangen an uns zu überreden, daß nicht nur das, wobei wir gelitten haben, sondern auch das, wobei wir leiden können, unsre Volkommenheit zerstöre, weil es unser Vergnügen unterbricht, und daß das Schicksal der Sterblichen nur Schmerz und Furcht sei. Wie kan der Verstand richtig urtheilen, so lange das Herz mit Leidenschaften, und die Phantasie mit finstern Bildern erfült ist? Und dies ist der Zustand derer, die, weil sie eine Widerwärtigkeit erfahren haben, sogleich glauben, daß die Welt nur die Wohnung der Widerwärtigkeit sei. Haben sie durch das Laster eines Menschen gelitten, so schreiben sie dieses Laster gleich allen Menschen zu; haben sie durch einen Zufal gelitten, so beherscht nach ihren Gedanken dieser Zufal alle Zeiten, und alle Gegenden der Welt. So ungerecht es ist, das Ganze zu

tadeln,

tadeln, wenn ein Theil Mängel hat; so ist es noch weit ungerechter, wenn dieser Tadel aus einer gewissen verborgenen Rachsucht fließt, wodurch der Mensch sich oft für das Unrecht schadlos zu halten sucht, das man ihm zugefügt hat. Aus mehr als einem Fehler der Sele entspringt es, wenn der Mensch allein nur die widrige Seite der Welt, oder sie zu lebhaft betrachtet; und man kan, so bald man die Quelle nicht weiß, auch nicht sicher genug bestimmen, ob eine solche Gemüthsbeschaffenheit Mitleiden oder Tadel verdiene.

Heitert doch einmal die Wolken des Geistes auf, ihr unglücklichen Menschen, die ihr, wie Arist, immer über die Welt klaget. Lernt den menschlichen Zustand auch von der guten Seite kennen, und höret auf, ihn nur von der schlimmen zu betrachten. Es ist wahr, das Leben hat tausend Widerwärtigkeiten, die sowohl aus den Mängeln und Einschränkungen unsrer eigenen Natur, als auch aus unsern Fehlern, aus den Eigenschaften der Menschen, mit welchen wir leben, und oft wider unsre Klugheit und Macht aus den zufälligen Begebenheiten in der Welt entspringen. Aber die Widerwärtigkeiten sind gegen die Vortheile des Lebens, gegen die Menge der Güter und Freuden, die uns die Vorsehung mittheilet,

sehr

ſehr geringe; ſie ſind verborgene Wohlthaten, wenn wir ſie nach der Vorſchrift der Weisheit recht anzuwenden wiſſen; ſie ſind leicht, wenn wir ſie mit Standhaftigkeit ertragen. Die Uebel, womit unſre Tage durchflochten ſind, ſind weniger ihrer eigenen Natur nach Uebel, als deswegen, weil wir nicht Muth genug haben, ſie zu erdulden. Kein Unglück iſt größer, als dieſes, daß man kein Unglück zu ertragen wiſſe. Was ſind wir, wenn wir nicht zu leiden wiſſen? Und iſt es Weisheit, darum unſern Zuſtand anzuklagen, weil er ſo iſt, wie er ſein muß? Die Widerwärtigkeiten gehören mit in den algemeinen Zuſammenhang der Dinge; ſie ſind ein Theil von dem Plane, den die ewige Weisheit, noch ehe Geſchöpfe waren, ſchon zu ihrem Wohl entwarf. Solten wir uns nicht mit Ehrerbietung den Einrichtungen unterwerfen, die ein unendlicher Geiſt der Ordnung, zugleich mit einer unbegreiflichen Güte, gemacht hat? Betrachtet das Uebel, worüber ihr klagt; was iſt es oft anders, als eine nothwendige Folge eurer Verhaltens? Und ſol die Vorſehung durch ein Wunder verhüten, daß der Wollüſtige nicht ſeine Tage verkürze, und der Verſchwender nicht zuletzt in Mangel falle? Haben wir uns nicht oft

ſelbſt

selbst den Feind gemacht, der unsre Entwürfe vereitelt? Was ist der Schaden, den ein Gewitter unsern Feldern zufügt? Ist es nicht eine Wirkung einer Luftbegebenheit, die nach nothwendigen Gesetzen erfolgte, und die für das Ganze heilsam ist, wenn auch darunter ein kleiner Theil leiden solte? Was ist die Krankheit, wenn sie auch keine Folge des Lasters ist? Ein Loos, dem wir nicht entgehen können, so lange wir das bleiben, was wir sind, schwache und eingeschränkte Geschöpfe, deren Kräfte von der Zeit aufgerieben werden, die nicht zu einer ewigen Dauer gebauet sind. Was ist der Schmerz? Eine angenehme Empfindung, die wir uns selbst die meiste Zeit vergrößern, die nie mit gleicher Heftigkeit anhält, die uns verläßt, oder die wir verlassen. Was ist unser Kummer und unsre Betrübniß? Sehr oft weiter nichts, als Eigensin und Stolz, die sich hinter einem falschen Namen verbergen. Die Thränen, die wir bei einer Widerwärtigkeit vergießen, klagen oft nur unsre Eitelkeit, und unmäßige Liebe zu den Vortheilen des Lebens, unsre Habsucht, und unsern Ehrgeiz an; sie werden wider unsern Willen die Verräther

der unedlen Neigungen, die uns beherschen. Wer zu sehr sich über den Verlust eines Gutes grämt, beweist der nicht, daß er es zu hoch geschätzt hat? Seufzt nicht oft der, der seine Ehrenstelle verlohr, nur darum, weil sein Ehrgeitz beleidigt worden? Leiden nicht die meisten Menschen mehr wegen ihrer Neigungen, die ein Uebel angreift, als wegen der Verringerung ihrer Volkommenheit, die es ihnen zuzieht? Und war der, der sich untröstbar über den Verlust eines Gutes betrübte, wohl werth, es zu besitzen? Gewiß ist es, daß der Mensch sich selbst das größte Uebel ist, und daß er es mehr seiner Weichlichkeit, seiner Muthlosigkeit, und seinen verwöhnten Neigungen, als den widrigen Zufällen des Lebens selbst, zuschreiben muß, wenn ihm diese unerträglich werden.

Die Wolken, betrübter Arist, die über deine Scheitel hangen, werden sich zerstreuen, und den Himmel wird sein Licht wieder schmücken; je heftiger sich die Wolken ergießen, desto geschwinder leeren sie sich aus, und je größer die Dunkelheit ist, die sie verbreiten, desto unerwarteter pflegt sie ein schneller Strahl der Sonne

ne zu zertheilen. Die Widerwärtigkeiten nehmen nur eine kurze Spanne des Lebens ein, und wenn sie über die Kräfte unsers Muthes und unsrer Standhaftigkeit sich zu erheben scheinen, so ist es ein Beweis, daß sie sich ihrem Ende nähern, weil auch die Uebel ihre Gränzen haben. Aber sei nicht so blödsichtig, und schränke deine Aussicht nicht so sehr ein; der Thor sieht nur das, was nahe vor ihm ist, und nur die gegenwärtige Empfindung, die ihn beherscht, bestimt ihn auch. Der Weise öfnet sich durch die Dunkelheit seiner Tage eine helle Durchsicht, und durch das, was er in der Ferne erblickt, heitert er sich den finstern Weg auf, auf welchem er wandert. Wozu haben wir das scharfsichtige Auge der Vernunft empfangen, wenn wir nicht damit in die Zukunft hinaus blicken wollen? Mit einer Sele, die Muth hat, und mit einem Geiste, der aus dem engen Bezirke des Gegenwärtigen einen freien Blick in das Zukünftige hinaus werfen kan, läßt es sich ruhig durch die dunklen Labyrinthe des Lebens hindurchschleichen; und der Sturm wüte lange, und lange bedecke die Finsterniß unsern Pfad, so kommen wir doch alle zu der Heimath der Ruhe und des Lichts.

Vom

Vom strengen Strom der Zeit wird jeder hingerissen,
Bald unter heitrer Luft, bald unter Finsternissen
Und schwarzer Ungewitter Wuth.
Strom, wo sich alzu oft beschäumte Wellen thürmen,
Stets brausend, wie das Meer, o! ungestüme Fluth,
Berüchtigt von erzürnten Stürmen!

* *

Wohin der Sturm uns führt, bleibt oft vor uns verstecket,
Weil fürchterlich Gewölk die grünen Ufer decket,
Und unsrer Blicke Lauf begränzt.
Die Schatten werden fliehn, die unser Auge banden,
Vielleicht wohl, ehe noch der andre Morgen glänzt,
Viellsicht nicht eher, bis wir landen.

Uz.

Der Winter.

Siebenzehnte Betrachtung.

Jeder Erdstrich hat Spuren einer weisen Vorsehung, und der Mangel an einem Gute wird durch die Gegenwart eines andern wieder ersetzt. Nirgends hat die gütige Natur dem Menschen eine gerechte Ursache zum Misvergnügen übrig lassen wollen; ihre Vorsorge für seine Zufriedenheit ist so ausgebreitet, daß kein endliches Auge sie übersehen kan. Alle Gegenden der Erde sind vol von ihrer Güte, und keines unter den Millionen ihrer Geschöpfe ist von ihrer zärtlichen Sorgfalt vergessen. Hier wohnt ein Geschlecht unter einem milden Himmelsstrich; ein anderes wird von einer langen Kälte und Rauhigkeit gedrückt, und doch kan dieses eben so glücklich und zufrieden, als jenes, sein. Verschieden sind die äußern Vortheile des Lebens vertheilt;

aber nirgends fehlen sie ganz, und nirgends sind die Klagen des Menschen unbilliger, als wenn er sie wider die Vorsehung ausschüttet, und sie einer Unachtsamkeit oder Partheilichkeit in ihrer Regierung, in der Einrichtung der Natur, und in der Verlegung des menschlichen Geschlechts in unterschiedene Erdstriche beschuldigt. Wie ungerecht sind nicht die Beschwerden, die wir über die Strenge der Kälte, und über die Rauhigkeit des Klima führen? Leben wir nicht in den südlichen Gegenden unter einem milden Himmel? Verdient nicht dieser äußere Vorzug einen lebhaften Dank gegen die Vorsehung, die uns dadurch eine Unbequemlichkeit unsers Lebens entzogen hat? Aber wir gleichen verwöhnten Kindern, die wegen der vorzüglichen Sorgfalt der Mutter ihre Ansprüche ausdehnen, und glauben, daß ihnen noch mehr zukomme, als sie schon empfangen haben. Wir leben mehr wie andere Völker in Bequemlichkeit und Ueberfluß; und wir klagen noch bei dem, bei dessen Mangel sie vergnügt sind. Wir haben ein gemäßigtes Klima, worin die Kälte weder lange, noch heftig anhält; und wir beschweren uns noch über sie, selbst bei dem Reichthum der Mittel, den uns unsre Heerden und

Wälder

Wälder wider sie geben. Wir sehen nicht auf das, was wir haben, sondern nur auf das, was andere Menschen haben, die wir für glücklicher als uns halten, und wir werfen keinen Blick auf die, die weniger als wir haben. Anstat daß wir aus dem, was wir besitzen, und so viele unsrer Nebenmenschen entbehren, unsre Genügsamkeit und Ruhe unterhalten solten, so verführet uns unsre Eigenliebe zum Neide, und zu allen den bittern Empfindungen, die ihn begleiten; und indem wir vergebens nach einem abwesenden Vortheil schmachten, so vergessen wir den Genus des Gegenwärtigen, und Unruhe und Verdrus nimt die Sele ein, worin Stille und Vergnügen wohnen könten. Was ist unser Winter, wenn wir ihn mit dem Winter der entfernten Länder im Norden vergleichen? Und werden wir noch über seine Strenge klagen dürfen, wenn wir uns an die wilde Wuth erinnern, womit er jene Gegenden beherscht? Nur den Blick etwas weiter geworfen; so werden wir sehen, daß diese Jahreszeit beinahe noch einem gelinden Herbst gleicht, wenn wir ihn gegen die kalten Zonen halten, wo der Winter die Erde in eine schreckliche Wüstenei verwandelt, und sein fürchterliches Gebiet viele

Monate lang von einem erfrornen Meere zum andern ausbreitet.

Wendet eure Augen nach den mit dem Nordpol benachbarten Gegenden, worin alles Leben immer weiter verschwindet, und der Tod der Natur über unermeßliche Wüsten ausgebreitet liegt. Da herscht ein ewiger Winter, und versteinert Land und Meere; da zeigt er sich als Tyran in einer unwiderstehbaren Wuth, und von da gehen seine Gesandten, die frostbringenden Winde, aus, und überschütten die Erde, bald mit einem rasselnden Hagel, bald mit einer weissen Fluth von Flocken. Da thürmen sich weisse Berge an einander, schwellen mit jeder schrecklichen Nacht, und berühren immer steigend die Wolken, den Geburtsort des Schnees; und an den Küsten des Meeres stehen Eisberge auf Eisberge, wie silberne Pfeiler, unförmlich gesetzt, und werfen von Ferne in das erstaunende Auge einen fürchterlichen Schimmer. Der gesamlete Winter von Jahrhunderten wird durch jedes neue Jahr vermehrt, und die wachsende Masse scheinet den Himmel zu stützen; die verwölkte Sonne wirft keinen fühlbaren Strahl, oder ein

flüchtiger

flüchtiger Blick spielt auf das Eis hin, macht es einige Minuten schimmern, und verschwindet wieder in die alte Nacht. Eine sich hebende Welle starr an der andern, bis das weite Meer eine bleiche aufgeworfene Wüste wird, wo keine Spur eines lebenden Geschöpfes gefunden wird, und eine schreckliche Stille herscht, nur unterbrochen von dem Geheul der Winde, oder dem dumpfen Gemurmel des verschlossenen Wassers, oder dem ängstlichen Krachen des einreißenden Eises: eine gräßliche Scene, die selbst einem Alexander Schauder einjagen würde, noch fürchterlicher durch die lange Finsterniß, die vom kalten Himmel herabhängt, und durch den Nebel, der die Luft verdickt. Da hat die Natur dem kühnen Menschen den Weg zu andern Gegenden mit ewigen Riegeln verschlossen; nicht Mauern, sondern eiserne Bolwerke von Eis, die sie mit mächtiger Hand aufwarf, bewahren die Gränzen, über welche kein sterblicher Fuß kommen solte. Nichts erblickt das Auge weit um sich her, als ungeheure Einödden tief im Schnee vergraben, Felsen mit Eis überzogen, und einsame Wälder von Raubthieren bewohnt,

deren Gebrül die leere Wüste durchschalt. Furchtsam verbirgt sich manche Familie von Hirschen in weissen Höhlen von Schnee, zum Erwärmen an einander gedrängt, und schlummert, und schüttelt, wenn sie erwacht, die neu gefallenen Flocken von dem zackigten Geweihe ab; oft aber schreckt ein blutdürstiges Gebrül die fromme Heerde aus ihrer Ruhe, oder der zottige Bär, von Hunger zum Raube ergrimt, und überal mit Glateis behangen, überfält sie in ihrem Lager, röthet seinen grausamen Rachen mit dem Blute der wehrlosen Thiere, und zerstreut weit um sich her auf dem Schnee das rauchende Fleisch der Zerrissenen. Da ist das Vaterland des Grauens und Schreckens; ein alles bezwingender Frost und Finsterniß beherscht den größten Theil des traurigen Jahres, und unsre Natur ist verwildert zur Aehnlichkeit mit den Thieren erniedriget.

Ihr, die ihr in unsern Gegenden über die Rauhigkeit des Himmels klagt, was würdet ihr sagen, wenn ihr in dieser Wüste, umringt von einem schrecklichen Winter, leben soltet?

Ist

Ist nicht die Erde bis in ihren letzten Winkel überal des Herrn, und hätte er unsern Vorfahren nicht eben so, wie jenen Wilden, dort ihre Wohnung anweisen können? Haben wir seiner Macht Gesetze geben, oder seine vorzügliche Güte verdienen können? Wie die Bewohner der kalten Zonen, die mit uns einen Vater, und eine Natur gemein haben, mit ihrem Aufenthalt zufrieden sein müssen; eben so hätten wir es auch sein müssen, wenn es der Vorsehung gefallen hätte, ihr Schicksal auf uns zu übertragen. Es steht nicht allemal in der Macht der Sterblichen, ihren Aufenthalt zu ändern; zu sehr leben die Wilden am Nordpol von der übrigen bewohnten Welt entfernet, und zu wenig sind ihnen die Vorzüge anderer Länder bekant, als daß sie es wagen könten, andere Wohnungen zu suchen; sie sind gleichsam in den Gegenden verschlossen, wo sie gebohren wurden, und ertragen mit Geduld, was sie nicht ändern können. Ihr, die ihr euch schon über den gelinden Himmelsstrich, worunter ihr wohnt, beschweret, lernt erst das Schicksal anderer Menschen kennen, vergleichet und urtheilet, ehe ihr zu klagen anfangt.

Betrachtet das Leben, das iezt der Lappe führt. Um ihn her thürmen sich Berge den Wolken entgegen, schwer beladen mit Eis und Schnee, den selbst kein Sommer verzehrt; und wo diese fehlen, da erstrecken sich meilenlange Moräste und Sümpfe, die hin und wieder mit verdorreten Birken und Weidén wild durchwachsen sind, oder dürre Sandfelder mit Moos und labyrinthischen Gesträuchen bedeckt. Ein tiefer, von der Kälte verhärteter Schnee vergräbt Thäler und Hügel; der rauhe Winter füllet die meisten Monate des Jahres; lang sind die Nächte, und die Tage haben nur eine schwäche Dämmerung. Die Sonne ist ein Fremdling, den der Lappe nur selten erblickt; und die Finsterniß vermehrt die Wildniß der Natur, die um ihn her ausgebreitet ist. Da erscheint das menschliche Geschlecht in seiner rohesten Gestalt; und verschlummert die finstern Tage, oder liegt bei der melancholischen Dunkelheit am trüben Feuer, von dürren Fichten angezündet, ohne Freude, und fast ohne Leben. In wilden Häuten verhüllt verbergen sich die Lappen vor der Wuth des Winters in ihren Zelten, die

sie an jedem Orte aufschlagen können, indem sie Stangen in der Runde gegen einander aufrichten, unten weit, und oben zugespitzt, wie eine Pyramide, und diese mit groben Tuch oder Fichtenästen bedecken, daß eine ganze Familie darin wohnen kan. In der Mitte des Zeltes ist die Feuerstätte, mit Steinen umfaßt, und der Rauch zieht durch ein offen gelassenes Loch hinaus, das zugleich anstat des Fensters dienet, und aus welchem ein Paar eiserne Ketten mit Kesseln herabhangen, worin das Essen gekocht, oder das Eis zum Trinken geschmolzen wird; inwendig sind an den Wänden Pelze ausgebreitet, die den Winden den Zugang verwehren, und an den Seiten herum sind Renthierhäute gelegt, auf welchen die Lappen in der Runde herum liegen; um das Zelt her sind Speisekammern auf erhöheten Pfosten gebauet, daß kein Thier hinzu kommen kan. In solchen Wohnungen vertrauren sie die dunkeln Wintertage, leben sechs Monate lang in einer beständigen Nacht, und hören um ihre Zelten her nichts als die Klagen der Winde, und das Geheul der Wölfe, die nach dem Raube umherziehen. Verbreitet der Morgen eine bleiche

Dämmerung über die weisse Wüste, so bewafnet sich oft der Lappe zur Jagd, und hohlt sich die Nahrung des Tages, unterdessen daß seine muthigen Söhne die Heerden hüten, die im Schnee scharren, oder sich mit zerstoßenen Fichtenrinden sättigen müssen.

Wie würden wir den Himmelsstrich und das Leben dieser Menschen ertragen? Welcher Schauder, und welche Angst würde uns nicht ergreifen, wenn wir in den kalten Erdzirkel versetzt, nichts als ungeheure Strecken von Eisfeldern und Schneewüsten um uns sähen, wenn der tyrannische Winter die Wellen des Meeres auf allen Seiten zu festen Hügeln thürmte, und Gebirge von Eis aufwürfe, wenn eine beständige Nacht die Kälte noch schrecklicher machte, und keine bequemen Wohnungen, nur irrende Zelter, mit Fellen behangen, und von Fichtendampf geschwärzt, für uns offen stünden, wenn wir unsern Unterhalt mit den Mühseligkeiten und Gefahren der Jagd erkaufen müssen, wenn unsre Aussicht in Tage des Frühlings von immer neuen Schneegestöber verdunkelt würde,

und

und weder die Ergötzungen der Künste und Wissenschaften, noch die Freuden der gesitteten Geselligkeit die Rauhigkeit der Natur milderte, wenn wir von den Annehmlichkeiten der südlichen Gegenden auf immer entfernt, umringt von Wildniß und Raubthieren, unter einem unentwölkten Himmel einen ewigen Winter leben solten? Wie würden unsre Weichlinge nicht schon vor dem Anblick der gränzenlosen Einöden erzittern, die der Lappe bewohnt, und würden sie nicht schon vor Schrecken vergehen, wenn sie ihnen zum beständigen Aufenthalt angewiesen würden? Wir, die wir so sehr verwöhnet sind, daß schon eine geringe Strenge des Winters uns beleidiget, wir, die wir kaum einige Monate die Wärme der Sonne vermissen, bald wieder unter zunehmenden Tagen dem Frühling uns nähern, und aller Rauhigkeit der Jahreszeit uns durch die Bequemlichkeit unsrer Wohnungen und Kleider entziehen können, wir würden in der Nachbarschaft des Nordpols unser Grab zu finden fürchten, oder doch glauben, daß da alle Mühseligkeiten und alles Elend des Lebens seine Heimat habe.

Allein

Allein ist denn der Lappe in der That so unglücklich, als wir es glauben, oder als wir es vielleicht sein würden, wenn wir seine rauhe Gegenden bewohnen solten? Die Glückseligkeit des Menschen besteht nicht in äußern Vorzügen; sie ist an keine Völker, an keine Erdstriche gebunden. Genügsamkeit und Ruhe der Sele machen in jeden Winkel der Erde glücklich, er liege unter der Sonne, oder ihren schrägen Strahlen, oder unter einem Himmel, den Nacht und Frost beherschen. Zwar besitzen wir Bequemlichkeiten des Lebens, die der Nachbar des Nordpols nicht hat; aber diese Bequemlichkeiten, die uns weichlich machen, die uns neue Begierden und neue Bedürfnisse erregen, erwecken ihm auch keine Sorgen, und Reitzungen zum Uebel, die mit ihnen verbunden zu sein pflegen. Erziehung und Gewohnheit haben ihn gegen die Rauhigkeit seines Klima abgehärtet, und er erträgt geduldig die Kälte, worin wir glauben würden zu vergehen. Seine strenge Lebensart lehrt ihn allem Froste und allen Stürmen trotzen, und was er nicht würde ausstehen, ohne eine besondere Hülfe der

Natur,

Natur, dafür hat sie schon, ohne seine Bitte abzuwarten, gesorget. Sie bereicherte seine Wüsten mit wilden Thieren, denen er Pelze wider die Kälte abnehmen kan, und sie machte ihn muthig zur Jagd. Sie gab ihm Renthiere, von denen er Gezelte, Kleider, Betten, Speisen und Getränke empfängt, mit denen er weite Reisen wagt, die fast alle seine Bedürfnisse befriedigen, und für deren Unterhalt er wenige Sorge tragen darf. So lebt er zufrieden in seiner glücklichen Armut, hat das, was er zu seiner Nothdurft bedarf, wünscht nichts zu besitzen, was ihm entbehrlich ist, und ist eben so frei von Kummer und Sorgen, als von Neid, von Habsucht und Ehrgeitz. Er verlangt nur über seine Heerden zu herschen, und seine Ehre ist der Sieg über Thiere, die er zu vermindern suchen muß, weil ihre zahlreiche Menge ihm schaden würde, und die ihm die Natur zu dem Nutzen bestimte, sich von ihrem Fleische zu sättigen, und mit ihrer Haut zu kleiden. Die Jagd ist sein Geschäfte, und sein Vergnügen. Auf seinen Schlitten, mit Renthieren bespant, hohlt er

bald

bald den räuberischen Wolf, bald den edlen Hirsch ein, fliegt meilenlange Einöden durch, hier über einen verfrornen Sumpf, dort über einen Hügel, rauscht durch erstorbene Gesträuche, und knirschend nimt der feste Schnee kaum eine Spur der flüchtigen Fahrt an. Wenn die Sonne nicht über ihn aufgehet, und eine beständige Finsterniß über seine Scheitel schwebt; so zündet ihm selbst die Natur ein helles Nordlicht an, das seine schlängelnden Flammen am Himmel ausbreitet, mit einer prächtigen Ergießung von Strahlen auf und nieder wallet, und einen wunderbaren Tag mit der Nacht vermischt. Oder der Mond steckt seine Fackel mitten unter umherschwebenden Schneewolken an, die eine sanfte Mischung des Lichts und der Schatten tragen, bald sich zertheilen, und einen heitern Schimmer durchfallen lassen, bald sich wieder zusammen drängen, und der alten Dunkelheit ihre Herschaft wieder geben; doch haben die meisten Nächte eine milde Erleuchtung; unendliche Heere von Sternen glimmen am blauen Gewölbe des Himmels, und dann schimmert die ungeheure weisse Einöde hin und wieder in blitzender Klarheit,

heit, oder gethürmte Eisklippen werfen einen fürchterlichen Widerschein, und erhellen die Schreckenisse der benachbarten Gegend umher. Allein der Lappe, an diese Scenen gewöhnt, verfolgt seine Jagd unter dem günstigen Lichte der Gestirne, und tödtet den schlummernden Bären, der zu sat vom blutigen Raube in der weissen Vertiefung unbesorgt einschlief. Oft fliegt er dann zu den Zelten seiner entfernten Geliebten hin, und überreicht ihr nach dem Kuß, den die Gewohnheit rechtfertiget, und die Zärtlichkeit vielleicht süße macht, eine kostbare Beute der Jagd, und ungekünstelte Lobsprüche belohnen seinen Muth, und oft nur mit einem Trunk geschmelzenes Eis bewirthet, kehrt er wieder heim. So giebt ihm das, was uns eine Ursache der Unzufriedenheit sein würde, lauter Vergnügen; und so lange seine Renthiere gesund sind, so lange die Wälder Wild, und die Seen Fische haben, so ist er reich, auch wenn er wenig hat, weil er nicht mehr braucht, als was zur täglichen Befriedigung seiner natürlichen Bedürfnisse gehört. Seinen Tisch besorgt die Natur, und seine Flinte; mit einem Gebet fängt sich seine mäßige Mahlzeit an,

und

und ein treuer Handschlag beschließt sie. Die erstarte Wüste um ihn her ist seine Welt. Vielleicht sieht er sie für den größten und glücklichsten Theil des Erdbodens an; vielleicht bedauert er uns so sehr, als wir ihn bedauern, und wünscht uns, anstat sich zu uns zu wünschen, in seine Gegenden hin. So fließt die wahre Zufriedenheit, die unabhängig von der Gunst, oder dem Zorne des Glückes, sich immer selbst genug ist, von Freude und wohlwollenden Gesinnungen über, und wenn sie noch etwas wünscht, so wünscht sie, sich mittheilen zu können.

Der Winter.

Achtzehnte Betrachtung.

Wenn trübe Schneewolken den öden Tag verdüstert haben, so erscheint oft die Sonne, ehe sie von unserm Horizonte weicht, noch in einem heitern Abendglanz, und überstrahlt die weissen Flächen der Erde mit einem sanften Purpur; dann nehmen alle Gegenstände auf eine kurze Zeit eine frohe Gestalt an, der Himmel zerfließt in eine stille Klarheit, und verkündigt eine helgestirnte Nacht. Noch ehe die Sonne, die selbst erfreut über das reitzende Schauspiel, das ihre letzten Strahlen in der beschneiten Landschaft bilden, zu verweilen scheint, ihren Abzug vollendet; so zeigt sich schon der Mond als der Abgeordnete einer Königin, der in ihrer Abwesenheit die Herschaft über die Nacht übernehmen sol. Hat sie sich entfernt, und ist der

Schimmer, den sie von ihrem majestätischen Hinabzug in Westen zurückließ, verschwunden; so erhebt der Regierer der Nacht sich in einer höheren Pracht, verdoppelt seinen Glanz, und Millionen von Gestirnen zünden rings um ihn her ihre leuchtende Fackel an. Was für einen sanften Tag gießt nicht der Mond über die ruhige Erde aus, und wie erfreuend ist nicht der Anblick seines Lichtes, das in der hellen Rundung hin und wieder sich mit leichten Schatten vermischt, nachdem sich auf dem bewohnten Planeten Berge erheben, oder Thäler senken? Immer weiter steigt er durch das reine Blau des Himmels hinauf, und keine Wolke trübt die Heiterkeit des unermeßlich ausgedehnten Gewölbes; die milde Ueberschwemmung des Lichtes breitet sich über alle Flächen, und Felsen, und Wälder, und selbst in Abgründe fließt die unumschränkte Klarheit hinunter, und die silberhelle Bestrahlung, von neuen aufgehenden Sternen immer mehr verstärket, wallet an der Spitze der Berge und Thürme herab, bildet einen ruhigen Schimmer, und durchgießt die Fenster der Stadt mit einem bleichen Tage. Tausend an tausend gedrängt schimmern die Sterne in einer unabsehbaren Weite umher, und

selbst das unbewafnete Auge siehet an den letzten Gränzen des Himmels neue Gestirne funkeln; die Herlichkeit der Schöpfung entwickelt sich ganz aus ihrer Dunkelheit, und unzählbare leuchtende Welten, aus der ungemessenen Ferne herabblitzend, bedecken unsre kleine Erde mit Glanz, füllen das aufschauende Auge mit Entzücken, und den nachsinnenden Geist mit Erstaunen.

In solchen Nächten die Sele zur Betrachtung der Wunder am Himmel zu erheben, und das Auge, nachdem es die angenehmen Scenen, die das Licht des Mondes auf der schneevollen Erde bildet, den Schimmer der bereiften Bäume, die anmuthige Vermischung des Glanzes und der Dämmerung, die sanften Brechungen der Strahlen in der ausgebreiteten Landschaft, und auf den gefrornen Seen, mit Vergnügen beschauet hat, aus dem warmen Zimmer zu den strahlenden Höhen hinauf irren zu lassen, und den denkenden Geist zu beschäftigen; dies ist eine der edelsten und angenehmsten Unterhaltungen, die ein vernünftiges Wesen in den langen gestirnten Winterabenden suchen kan. Diese Beschäftigung des Freundes der Weisheit und der Einsamkeit unterhält ihn würdiger, als die Freuden der großen

Welt, und ist ihm eine immer reiche Quelle des Entzückens und der Bewunderung, die ihn über alle niedrige Scenen des menschlichen Lebens erhebt. Deswegen flieht er den Sturm der Gesellschaften, und das Getümmel, das die Palläste der Vornehmen beherscht, und verbirgt sich gern in dem Schooß seines stillen Zimmers, um die Schauspiele der Nacht aus seinem Fenster zu betrachten, nachdem er sich von ihnen in den Schriften der aufgeklärtesten Geister unterrichtet hat. Denn die Gestirne blos mit den Augen ansehen, ohne dabei die Sele zum ernsthaften Nachdenken aufzufordern, ist eben so viel, als wenn man sie gar nicht sähe, ist so viel, als wenn man sie mit den Blicken der Thiere anstarte. Wem leuchten die Gestirne, als den vernünftigen Geschöpfen? Und wer solte sie am ersten kennen lernen, als der Mensch, dem sie die Nächte erhellen, über den sie ihren wohlthätigen Glanz ausbreiten, und der auf unserm Erdbal allein geschickt ist, sie zu bewundern? Allein wie viele Völker giebt es nicht, und wie viele Menschen selbst unter denen, die in aufgeklärten Ländern wohnen, und sich selbst Einsicht und Kentniß zuschreiben, die in Ansehung der Wunder des

Himmels

Himmels völlig Fremdlinge sind, die sie mit trägen Augen anschauen, ohne dabei eine vernünftige Betrachtung in der Sele zu erwecken? Solte man wohl glauben, daß der Anblick der gestirnten Nacht dem Menschen so gleichgültig wäre, daß er ihn zu keinem Nachfragen, zu keiner Untersuchung ermunterte? Schon das aufmerksame Hinaufschauen solte denkenden Wesen Ehrfurcht und Erstaunen einflößen, und eine edle Begierde nach nähern Kentnissen anzünden, die nicht das bloße Auge, sondern ein tiefsinniges Nachforschen verschaft. Wie sehr erweitert sich nicht die ganze Sele, wenn uns ein Newton von den Himmelskörpern unterrichtet, und wie bald fangen wir nicht an, sie mit einer ganz andern Aufmerksamkeit, und aus einem ganz andern Gesichtspuncte, als der gemeine Mann, zu betrachten? Was für große Vorstellungen gehen nicht, gleich einer Sonne, in unserm Geiste auf, und wie richtig wird nicht eben dadurch die Art, die Gestirne und ihren Urheber zu denken? Das Herz hebt sich mit den Einsichten des Verstandes, und wird bei seinen Aufklärungen von reinem Vergnügen, von Bewunderung, und von erhabenen Gesinnungen vol. Sind dies die Vor-

 theile,

theile, die wir von der fleißigen Betrachtung der Schauspiele der Nacht erhalten, und ist es der menschlichen Würde so sehr gemäß, auch die Welten kennen zu lernen, denen die Hand der Allmacht einen Glanz gab, der nicht nur unsern Erdbal erleuchtet, sondern auch unsre Augen entzückt, und uns zum vernünftigen Anschauen einladet, so ist er ungerecht, unsern Nutzen und unsern Beruf länger zu verkennen.

Sehr eingeschränkt ist die Einsicht des Menschen, wenn er, was die meiste Zeit geschieht, unsern kleinen Erdbal allein für die Welt hält, und von dem Mond und Gestirnen glaubt, als wenn sie nur allein da wären, um uns zu erleuchten. Diese Unwissenheit und dieser Stolz kan eine kurze Betrachtung vertilgen, und uns lehren, wie klein unsre Erde gegen die funkelnden Sterne sei, und was für einen unerheblichen Theil der Schöpfung wir ausmachen. Ich stelle, um an einem Winterabend den gestirnten Himmel recht zu betrachten, mich ans Fenster, und verliere mich almählich in diese Gedanken.

In dem Mittelpuncte der Welt hat ihren Thron die Sonne, die Königin des Lichtes, ein feuriger Körper, der über eine Million mal grösser,

ser, als unsre Erde, und über neunzehn Millionen Meilen von ihr entfernet ist, und deren Strahlen, dieser erstaunenswürdigen Entfernung ungeachtet, so mächtige und heilsame Einflüsse auf uns haben. Um die Sonne herum bewegen sich die Planeten, dunkele Körper, die an sich selbst kein Licht haben, die ihre Stelle gegen die übrigen Gestirne verändern, ihren Weg von Abend gegen Morgen zu nehmen, und die, nachdem sie der Sonne nahe, oder von ihr entfernet sind, ihre Bewegung um sie eher oder später endigen, und unterdessen sich beständig um ihre eigene Achse drehen. Wenn gleich die Planeten mehr als die Fixsterne funkeln, so sind sie doch an sich selbst finster, und werden allein von der Sonne erleuchtet; die Nacht auf unsrer Erde, und die Sonnenfinsternisse, wobei uns der Mond einen Theil von der Sonne verdeckt, sind davon Beweise. Eben so erscheinet Venus, die am Morgen und Abend hel schimmert, in einem finstern Aufzug, wenn sie, welches vor einigen Jahren geschah, zwischen der Sonne und unsrer Erde weggehet; und da Jupiter auf seine Trabanten einen Schatten wirft, so ist dies ein offenbares Merkmal seiner eigenen Dunkelheit.

Von diesen an sich dunkeln Körpern ist Merkur der Sonne am nächsten, der von ihr sieben Millionen Meilen entfernet, und siebenzehnmal kleiner als unsre Erde ist; auf ihn folget Venus, die wir bald den Morgenstern, bald den Abendstern nennen, die von der Sonne dreizehn Millionen Meilen entfernet, und wenigstens einmal so groß als unsre Erde ist; dann komt unsre Erde, um welche sich der Mond als ein Nebenplanete bewegt; darauf Mars, siebenmal kleiner als die Erde, und dreißig Millionen Meilen von der Sonne entfernt; darauf Jupiter, acht und neunzig Millionen Meilen von der Sonne entfernt, und zehn tausendmal größer als die Erde, umgeben von vier Monden, davon jeder so groß als die Erde ist; endlich Saturn, entfernt von der Sonne hundert und achzig Millionen Meilen, und dreitausend dreihundert und sieben und siebenzigmal größer als die Erde, mit fünf um ihn herumlaufenden Monden. Was für ungeheure Körper, die alle von der Sonne beleuchtet werden! Was für ein Raum, den sie einnehmen, und den kein Geist ohne tiefes Erstaunen sich vorstellen kan! Was für eine almächtige Hand führet sie auf einer sichern Bahn um die Sonne,

um

um welche sie sich alle in einer bestimten Zeit bewegen! Mit welcher unglaublichen Geschwindigkeit bewegen sie sich nicht um die Sonne, indem unsre Erde auf ihrer jährlichen Reise von hundert und neunzehn Millionen Meilen jede Minute über zweihundert und sechs und zwanzig Meilen zurücklegt? Und was würden die Planeten, die jetzt Schauplätze der Weisheit und Güte des erhabensten Wesens sind, ohne das Licht und die Belebung der Sonne anders, als ungeheure Massen von einer todten und unfruchtbaren Materie sein?

Nachdem ich mich von dem Erstaunen über diese großen Betrachtungen, die ihre ausgemachte Gewißheit haben, und worin die kleinen Begriffe, die man sich von den Gestirnen zu machen pflegt, gleichsam völlig verschlungen werden, erholet habe; so fange ich an, die Himmelskörper mit einem viel aufmerksamern Auge anzusehen. Nun betrachte ich den Mond nicht mehr wegen seines sanften Lichts, das ihm die Sonne schenkt, womit er unsre Nächte erleuchtet, und manches schöne Schauspiel für das Auge bildet; ich betrachte ihn als einen ansehnlichen Weltkörper, der seiner natürlichen Beschaffenheit nach eben

das ist, was unsre Erde ist, um welche er sich als ein freundschaftlicher Nachbar bewegt. Ich betrachte ihn als einen Theil der Welt, der ebenfals mit vernünftigen Bewohnern besetzt ist, und bei diesen Gedanken erweitert meine ganze Sele ihre Vorstellungen von der Grösse des Schöpfers, der alle Planeten mit Gegenständen seiner Güte, und mit Zeugen seiner Herlichkeit erfüllet hat. Und was solte mich hindern, diese Gedanken zu unterhalten, die der Ehre Gottes so gemäs sind, und die einen so hohen Grad der Wahrscheinlichkeit haben, daß sie sich der Gewißheit nähern? Da die Planeten, Mercur, Venus, Mars, Jupiter, Saturn, keinem andern Körper, der etwa in ihrer Nachbarschaft wäre, nicht einmal unserm Erdbal ein beträgliches Licht geben, und eben so wenig andere Wirkungen auf andern Weltkörpern hervorbringen; so dienen sie in der That keinem Theile der Schöpfung. Solte die erhabenste Weisheit etwas umsonst geschaffen haben? Solte sie, da selbst die kleinsten Werke der Schöpfung ihre Endzwecke haben, allein bei der Hervorbringung der Planeten von einem Gesetze, das sie überal beobachtet hat, eine Ausnahme gemacht haben? Und bewegen sich nicht die Planeten, wie unsre

Erde,

Erde, und zwar zum Theil in unermeßlich weitläuftigen Bahnen, um die Sonne herum, um von ihr auf ihrer ganzen Fläche beschienen zu werden? Wären sie todte und unbewohnte Körper, könte man denn wohl begreifen, warum ein weiser Schöpfer, der nichts ohne wichtige Absichten in seinem Reiche anordnet, sie diesen großen Weg um die Sonne laufen ließe? Die Planeten haben eine große Aehnlichkeit mit unsrer Erde; sie haben einen Dunstkreis, und also eine Luft, Berge, Thäler und Meere, die man von der übrigen Fläche deutlich unterscheiden kan. Warum solten sie aber wohl einerlei Einrichtung mit unsrer Erde haben, wenn sie nicht mit Pflanzen und Thieren besetzt wären? Und wozu dienten diese Geschöpfe, wenn keine vernünftigen Wesen vorhanden wären, die sie nutzen könten, und unter einem weisen Gebrauch den algemeinen Herrn der Welt kennen und verehren lernten? Und wenn wir gleich von dem Mond, der unter allen Planeten unsrer Erde allein dient, die Erleuchtung unsrer Nächte haben, kann denn wohl dieser Vortheil, den wir noch darzu nicht einmal beständig von ihm erhalten, der einzige Zweck seiner Schöpfung sein? Da die volkommenste

Weisheit Gottes bei allen übrigen Geschöpfen mehr als Einen Endzweck gehabt, da sie mehrere einander untergeordnet, und sie zu einem harmonischen Ganzen verbunden hat; so haben wir die größte Wahrscheinlichkeit, daß sie eben so bei der Erschaffung der Planeten verfahren sei? Wie sehr erweitert sich jezt vor mir das Reich der vernünftigen Wesen, denen der Schöpfer der Welt Leben und Aufenthalt auf den Planeten gegeben hat! Wie groß sind die Werke des Herrn, und wie unzälbar die Wesen, die ihn erkennen und preisen können, und die mit der Fülle seiner Güte gesättiget werden! Wie ausgebreitet ist des Ruhm des Schöpfers auf den unermeßlichen Weltkörpern, und wie nachdrücklich wird hier der Ausspruch, daß die Himmel die Ehre des Herrn erzählen, und die Veste die Werke seiner Hände verkündigen! Ich forsche nicht vergebens darnach, welche Körper, welche Lebensart, und welche Sitten die Bewohner der Planeten haben, ob sie uns ähnlich sind, oder uns an Kräften übertreffen, ob sie einen ewigen Aufenthalt in diesen Sphären der Welt, oder Hofnung zu einem bessern haben, ob ihre Volkommenheit da, oder erst in einer andern

Gegend

Gegend vollendet werden könne; es ist mir genug, mich zu überreden, daß es vernünftige Wesen sein müssen, die fähig sind, die Werke des Schöpfers zu erkennen, und diese Erkentnis zu seiner Ehre anzuwenden.

Noch mehr erstaune ich, wenn ich meine Blicke auf die übrigen Gestirne am Himmel richte, die von den sechs Hauptplaneten, unter dem Namen der Fixsterne, unterschieden sind, weil sie immer einerlei feste Stellung haben, und oben im Firmament unbeweglich sind. Was für eine unzählbare Menge erblicke ich nicht von diesen in einer einzigen hellen Nacht schon mit dem bloßen Auge? Diese Fixsterne werden weder von der Sonne, noch von einem andern Körper erleuchtet, sondern haben ihr eigenes Licht, wie die Sonne. Was für ein unterscheidend helles und funkelndes Licht bemerket man nicht an ihnen, wenn man sie, nachdem man vorher einen Planeten beschauet hat, durch ein Sehrohr betrachtet? Dieser Vorzug, daß sie ihr eigenes Licht haben, und von sich selbst leuchtende Körper sind, erhebt sie in gleichen Rang mit der Sonne.

ne. Indem sie mit den Planeten unter einander schimmern, so scheint es, als wenn sie in einer Linie unter einander stünden. Allein wie oft spielt uns nicht das Auge einen ähnlichen Betrug, wenn wir in einer Entfernung zerstreute Häuser sehen, die neben einander zu stehen scheinen, da sie doch, wenn wir näher hinzu kommen, viele Schritte von einander entlegen sind? Und weil der Mond, die Venus, der Mars, in ihrem Lauf uns öfters Fixsterne verdecken, und wir nie sehen, daß ein Fixstern unsern Augen einen Planeten verbirgt, so müssen diese auch offenbar niedriger am Himmel stehen. Zwar läßt sich die genaue Entfernung der Fixsterne von uns schwer bestimmen; indessen haben einige der größten Geister durch die mühsamsten Versuche berechnet, daß sie sieben und zwanzig tausend sechs hundert und vier und sechzigmal weiter als die Sonne von unsrer Erde entfernt sind, und daß eine Kanonenkugel beinahe sieben hundert tausend Jahre fliegen müßte, ehe sie von unsrer Erde in dem nächsten Fixsterne ankäme. Wer erstaunt nicht, wenn er mit seinem Verstande diese Entfernung messen

sein wil? Noch mehr! Man nehme nur die ganz ausgemachte Zahl der Fixsterne, drei tausend, an, man bedenke, daß keiner den andern weder durch sein Feuer, noch durch seinen Lauf hindert; wie weit müssen denn nicht diese Körper selbst von einander entfernet sein, und wie unbegreiflich dehnen sich nicht dadurch vor den Augen des nachsinnenden Geistes die Gränzen der Schöpfung aus? Finden wir nicht in dieser Vorstellung ein gewisses Bild von der Ewigkeit, worin ein endlicher Geist nicht ohne einen Schwindel hinabsehen kan? Aber wir gehen noch weiter. Wenn die Fixsterne, die bei aller ihrer Entfernung doch noch ein so stark funkelndes Licht auf uns werfen, in der That eben das sind, was unsre Sonne ist, deren Strahlen sechs Hauptplaneten, und zehn Nebenplaneten erleuchten, und erwärmen, und beleben; so ist es sehr wahrscheinlich, daß sie auch eben solche Planeten um sich haben, als unsre Sonne, Planeten, die sich um sie bewegen, und eben solche wohlthätige Ausflüsse von ihnen empfangen. Es ist diese Meinung nicht nur wegen der Aehnlichkeit der Fixsterne

mit

mit der Sonne; sondern auch deswegen wahrscheinlich, weil der geringe und fast unmerkliche Nutzen, ihre Erleuchtung, die wir von ihnen empfangen, ein viel zu kleiner Zweck ist, als daß eine unendliche Weisheit sie blos darum, und noch darzu in einer so großen Menge hätte erschaffen können. Was für unermeßliche Körper sind nicht die Fixsterne? Und welche Anzahl, und welcher Abstand von einander! Nur erst seit einigen Jahrhunderten haben einige große Geister uns mit den Gestirnen bekant gemacht; nur sehr wenige Menschen, selbst nur sehr wenige Gelehrte kennen sie. Der Schöpfer des Himmels, der dies vorher sahe, kan also den Endzweck der Sonne nicht blos auf die Bewunderung der Erdbewohner eingeschränkt haben; denn, wenn er dieses gewolt hätte, würde denn nicht zu dieser Absicht ein einziger Fixstern, oder wenige hinreichend gewesen sein? Kan man sich die Menge dieser mit ihrem eigenen Licht beseelten Körper ohne wichtige Endzwecke denken, und sie noch als Werke der volkommensten Weisheit betrachten, die bei allen ihren Anstalten nichts Ueberflüßiges,

nichts

nichts umsonst vornimt? Haben nicht immer große Werke auch große Endzwecke, und sind die uns bekanten Vortheile, die unsre Erde von den Fixsternen erhält, und noch erhalten kan, nicht viel zu klein, als daß sie die einzigen sein solten? Zu sehr würden wir uns als den Mittelpunct der ganzen Schöpfung ansehen, wenn wir glauben wolten, daß diese leuchtenden Körper allein unsertwegen da sein solten, die an Größe unsrer Sonne meistens sehr nahe kommen, und die einen unermeßlichen Umfang einnehmen, indem die Planeten, die wahrscheinlich sich um sie bewegen, (wenn auch ein jeder Fixstern nur Eine hat) in einer abgemessenen Weite um sie herumlaufen müssen, damit ihnen weder das gar zu starke Licht noch die Hitze nachtheilig sei.

Welche erhabene Vorstellungen, und was für eine feine Wollust der Sele geben uns nicht solche Betrachtungen des Himmels in den gestirnten Winternächten, und wie angenehm verliert sich nicht der Geist von einem Gedanken in den andern, empfindet die Größe des Schöpfers mit einer stillen Ehrfurcht, sieht die gewaltigen Unternehmungen der Sterblichen und die Triumphe der Eroberer als Spielwerke der Kinder an, und

wundert die Hoheit, zu welcher allein die Wissenschaften den menschlichen Verstand erheben? In der That, wer kan die Berechnungen der Gestirne, und die Ausmessung ihrer Größe und ihrer Bahn denken, ohne zugleich die hohen Kräfte zu bewundern, die einigen Geistern unter den Erdbewohnern eigen gewesen, und wodurch sie beinahe über die Gränzen der menschlichen Fähigkeiten herausgestiegen sind. Scheinen nicht diese großen Geister, die gleichsam in das Heiligthum, das die weise Hand des Schöpfers vor gemeinen Blicken verhült hat, eingedrungen, und die tiefsten Geheimnisse der Natur ausgeforschet haben, aus einem höhern als menschlichen Stoffe gebildet zu sein? Wer kan noch länger die Kräfte verkennen, die in der menschlichen Natur liegen, und die Stufen, auf welche sie von den Wissenschaften erhöhet werden?

Winter.

Neunzehnte Betrachtung.

Ja die Wissenschaften, deren schöpferischen Macht wir die Entdeckung der entferntesten Welten am Himmel zu danken haben, bieten uns zu allen Zeiten ihre angenehmen Unterhaltungen an, lehren uns in jeder Jahreszeit neue Reitze finden, und schenken dem Geiste Ergötzungen, über welche kein Winter zu gebieten hat.

Wer euch, ihr süßen Musen, liebt,
Der scherzt an eurer Hand in blumenvollen Feldern
Wenn Boreas die Lüfte trübt;
Der Frühling mag verblühn,
Ihm lacht ein ewig Grün
In euren Lorbeerwäldern.

Uz.

Wie glücklich ist nicht der Weise, der jetzt in der Gesellschaft der Wissenschaften seine Beschäftigung und sein Vergnügen findet, und unter den Stürmen des Winters eine sanfte Ruhe in dem Schoose der Musen feiern kan? Ungestört sitzt er an dem wärmenden Camin, zwar entfernt von dem Getümmel der Welt, aber umringt von dem größten Gennies der Vorwelt, von den Dichtern und Weisen aller Völker und Jahrhunderte; schmeckt in ihrem Umgang eine Götterwollust, und beneidet die Freuden der Könige nicht. Alsdenn zieht sich der Geist gleichsam in sich selbst zusammen, und alle Bilder von den gemeinen Scenen des Lebens verschwinden; das Herz entschleicht almählich den Unruhen, worin es von den Geschäften der Welt verwickelt gewesen, und die Leidenschaften werden stum. Fern von den ruhelosen Entwürfen der Sterblichen, fern von ihren stürmischen Begierden, von den sorgevollen Bemühungen des Ehrgeitzes und der Gewinsucht, fühlt der weise Freund der Wissenschaften den Werth des Lebens, den Reitz der Muße, dem Lesen und Nachdenken geheiliget, und die süßen Entzückungen der Einsamkeit. Seine, ihre Freiheit und den edelsten Beschäftigungen,

mit

mit sich selbst überlassene Sele verliert sich auf eine angenehme Art in nützliche Betrachtungen und in erhabene Empfindungen. Wie mannichfaltig sind nicht die Unterhaltungen, die er in sich selbst, und in den Schriften der Weisen findet, die seine Wohnung zieren, und wie vortheilhaft ist es nicht für sein Vergnügen, als Herr seiner Zeit sie nach seinem Geschmack wählen zu können? Bald unterredet er sich mit Socrates über die Freiheit, den Adel, und die Unsterblichkeit der menschlichen Sele; bald unterrichtet ihn Seneca von der Mäßigung und der Wohlthätigkeit, oder Plato führet ihn zu der Quelle alles Guten, und erhebt seine begeisterte Sele in himlische Gegenden; bald ziehen Xenophon und Livius den Vorhang der vergangenen Jahrhunderte vor ihm auf, und lehren ihn die Thaten, und die Schwachheiten, die Tugenden und die Fehler der Menschen kennen; bald erblickt er im Homer den Streit der Helden, und die Sitten des Alterthums, oder er schwebt auf den kühnen Flügeln des Pindars, oder lächelt mit Horaz in der ruhigen Weisheit, oder eifert mit dem Juvenal wider das Verderben der Zeit. Aber nicht blos die großen Männer,

ner des Alterthums, auch die, welche in ihrem Geiste in den neuen Zeiten unter uns und unsern Nachbarn geschrieben haben, gewähren ihm eine lehrreiche Unterhaltung; und wer kan sie alle nennen, die Weltweisen, die Geschichtschreiber und Dichter, die seine Lehrer und seine Freunde sind? In ihrer holden Geselschaft verfließen ihm die melancholischen Wintertage, wie ein junger Frühlingsmorgen, den Heiterkeit und laue Weste umgeben, und jeder Abend wird ihm ein neues Fest der Freude. Oft wagt er von dem Geist der Männer, die er lieset, angefeuert, sich selbst in das Gebiete der Schriftsteller, und schreibt von Einsicht, Scharfsin, Geschmack, und patriotischen Gesinnungen erfült, Werke, die der Vergänglichkeit trotzen, die Licht und Tugend unter seinen Zeitgenossen ausbreiten, und noch von der Nachwelt gelesen und bewundert werden.

Zwar sind die Musen die angenehmsten Freundinnen in allen Jahreszeiten. Welche reitzende Gespielinnen des Frühlings sind sie nicht, und welche frohe Scherze und stille Entzückungen haben sie uns nicht oft unter den grünen Schatten

ten der Wälder, an dem Ufer geschwätziger Bäche, und in den labyrinthischen Gängen der Gärten, unter dem kühlen Säuseln der Weste, und unter den Melodien der Nachtigal gewährt? Welche götliche Unterhaltung in einer einsamen Gegend, die ganze blühende Natur vor dem Auge, und die Schriften eines **Sulzers** oder **Kleists** in der Hand? Aber in den öden Tagen des Winters müssen wir noch mehr den Umgang mit den Wissenschaften suchen, da die Natur uns nicht mehr lockt, und so viele Freuden uns verlassen haben. Scheint nicht der Winter recht die Lieblingszeit der Wissenschaften zu sein, da ihm die Anreitzungen zu Spatziergängen fehlen, die uns im Frühling und Sommer manche Stunde entzogen? Und scheinen nicht seine langen Abende recht für die Geschäfte des Studierenden gemacht zu sein? Wir sind mehr zur Eingezogenheit genöthigt; die traurige Witterung verschließt uns oft wider unsern Willen in den Zimmern, und wir fangen bald an, uns zu beschäftigen, weil müßig sein viel beschwerlicher ist als arbeiten. Wer kan die Einsamkeit, der uns oft diese Jahreszeit überläßt, ertragen, ohne das Oede und Leere, das sie hat, durch ir-

gend eine Beschäftigung zu mindern zu suchen? Und wer solte sie nicht gerne in dem Schooße der Wissenschaften vergessen, die uns niemals lieber unterhalten, als wenn wir von dem Getöse der Welt und dem Gewühl unsrer Nebenmenschen uns entfernt haben? Lieben nicht die Musen die Einsamkeit, und ist diese nicht die fruchtbarste Schöpferin der Erfindung, und die Pflegerin des nachsinnenden Geistes? Selbst die Kälte, und die erfrischende Strenge der Luft, die zunächst auf den Körper wirket, hat auch wegen seiner genauen Vereinigung mit der Sele einen Einfluß auf sie. Wer hat nicht diese Wirkungen empfunden? Wie oft hindert uns nicht die Mattigkeit des Körpers in den schwülen Monathen in den Geschäften des Geistes? Allein wie erfrischend und belebend ist nicht im Winter die Kälte? Alle Lebensgeister scheinen sich zu erneuern; frische Stärke und Munterkeit, und sanfte Heiterkeit nehmen die ganze Sele ein. Und wie könten wir diese Hülfe, die selbst die Jahreszeit der Sele zum stärkeren Nachdenken giebt, erkennen, ohne sie recht anzuwenden, ohne sie als eine lebhafte Aufforderung zu den Beschäftigungen mit den Wissenschaften anzusehen?

hen? Wie genau solten wir nicht auf die Zeit halten, und jeden Augenblick, wo der Geist eine höhere Lebhaftigkeit fühlt, nicht nur wahrzunehmen, sondern auch zu gebrauchen wissen? Zu schnel verfliegt die Zeit, und zu selten erscheinen uns oft die von den Musen begünstigten Stunden, als daß wir bei ihrer Gegenwart unachtsam sein solten. Und welche Zufriedenheit verschaft nicht ein einziger Winterabend, in nützlichen Beschäftigungen des Geistes glücklich angewandt?

Angenehm sei immer die Zusammenkunft der Freunde, und mächtig die Geselschaft, um über das Traurige der Wintertage zu siegen, und die Sele mit Vergnügen zu beleben. Allein was gleicht den stillen Aufheiterungen des Herzens, die es aus der Lesung eines mit edlen und rührenden Gesinnungen geschriebenen Werkes, und eines schönen Gedichts, oder aus dem Nachdenken über ernsthafte Wahrheiten schöpft? Kan man wohl noch, umgeben von den besten Werken des Geistes, das Oede und Einsame der Wintertage empfinden, und eine Sehnsucht nach den geringen Ergötzungen der Geselschaft haben?

Wenn uns irgend etwas die Tage des Winters verschönern kan, so ist es gewiß die Beschäftigung mit den Wissenschaften. Zwar verkürzen uns die gewöhnlichen Ergötzungen, die Geschmack, und noch mehr die Mode dieser Jahreszeit zugesellet hat, manchen langen Abend, oft manche Hälfte eines Tages; aber kömt es blos darauf an, daß wir die Zeit vertreiben, daß wir Vergnügungen ausfinden, unter welchen sie verschwindet, mit welchen wir das Leere der geschäftlosen Stunden ausfüllen können? Ist eine Art eines Zeitvertreibes, wenn sie auch mit dem feinesten Witz erkünstelt wäre, schon Verdienst für ihren Erfinder, oder für die, die sich ihrer zu bedienen wissen? Die Zeit hat schon Flügel genug, als daß wir ihr neue geben dürften, und sie eilt mit zu vieler Geschwindigkeit davon, als daß sie zur Beschleunigung ihrer Flucht eine Hülfe von unsrer Erfindsamkeit nöthig hätte. Nicht also bloße Zeitverkürzungen, sondern solche Anwendungen der Zeit solten wir suchen, die uns für die Flüchtigkeit schadlos halten, und die uns selbst in den Stunden der Erholung nicht nur ein sinliches Vergnügen, sondern auch noch einen höhern Nutzen gewähren. Und was kan

in

in dieser Absicht vortheilhafter sein, als der Umgang mit den Wissenschaften, die Lesung schöner Schriften, und das Nachdenken über sie? Alsdenn verfließt uns nicht nur die Zeit, sondern sie verfließt uns auch nützlich; und wenn uns das rühret, was irgend eine unsrer Volkommenheiten vermehrt, so wird auch der Winter unter den Musen gefallen. Sie legen ihm einen neuen Reitz bei, sowohl durch die sanften Vergnügungen, als durch andere Vortheile, die sie uns während dieser Jahreszeit schenken. Muß uns der Winter nicht angenehm sein, der uns durch seine Einsamkeit einladet, und durch seine Einflüsse unterstützt, den Geist mit neuen Kentnissen zu bereichern, und ihn mit nützlichen Betrachtungen, die mit unsrer Ruhe und Glückseligkeit in Verbindung stehen, zu beschäftigen, den Geschmack an dem Schönen und Guten zu bilden, die Mäßigung der Leidenschaften, die Quellen der Zufriedenheit zu studiren, das Herz zum Wohlwollen gegen alle Meuschen zu erweichen, und die Sele zur Geduld und zur Standhaftigkeit unter den Widerwärtigkeiten, denen unser Leben unterworfen ist, vorzubereiten? Und wie sehr muß sich nicht diese Jahreszeit für uns verschönern,

wenn

wenn wir solche Schriften lesen, die uns ihre verschiedenen Scenen in dem rechten Gesichtspuncte vorstellen, uns die mannichfaltigen Absichten und Wege der Weisheit, die sich in ihr zeigen, und ihre wohlthätigen Beziehungen auf uns abbilden?

Wohl dem, der manchen Winterabend unter den süßen Vergnügungen der Wissenschaften zubringen kan, den bald die ernsthafte Weisheit, bald die scherzende Muse besucht, und der bei beiden gleich heiter vergißt, daß die Menschen noch andere Arten von Freuden kennen! Wie fröhlich sieht er nicht alsdenn, wenn der Frühling zurückkehret, in den entfernten Winter zurück, und denkt, und empfindet noch die weisen Beschäftigungen, unter welchen ihm die öde Jahreszeit für den Verstand, und das Herz fruchtbar ward! Lange fühlt er noch das Vergnügen der Abende, die ihm unter der Lesung der besten Werke des Geistes verflossen; verweilt noch in Gedanken an den Stellen, wo ihn ein reitzendes Bild und eine frohe Empfindung entzückte, bei welchen ihn vielleicht sein geliebtes Weib überraschte, ihm den Ernst vom Gesichte wegküßte, und ihn nach ei-

ner kurzen Unterhaltung der Zärtlichkeit munte⸗rer und geistreicher verließ, oder an den Stellen, aus denen er für den Witz und Geschmack eine fri⸗sche Nahrung, oder für die Weisheit des Lebens einen neuen Unterricht schöpfte.

Was hat der Man, der seinen Winter auf dem Lande lebt, für einen bessern Trost unter der traurigen Witterung, und für eine würdigere Beschäftigung in der öden Entfernung, als die Wis⸗senschaften? Oft umgeben von Personen, die zu keinem unterhaltenden Umgange fähig sind, oft weit entfernt von der Welt, und einer guten Nach⸗barschaft beraubt, würde er ein freudenleeres Le⸗ben führen, und in einer melancholischen Einsiedelei die dunkeln Tage vertrauren, wenn er nicht einen Vorrath guter Bücher, und Liebe zu ihrer Lesung hätte. Aber so lange ihm dieses nicht fehlt, ist er selbst in seiner Einsamkeit nicht einsam; er lebt zwar von der jetzigen Welt entfernt, aber umringt von den Schriften der weisen Männer, die in ver⸗flossenen Jahrhunderten ihre Zierde waren; mit diesen lebt er in der edelsten Vertraulichkeit, fühlt nicht die einsiedlerische Entlegenheit seines Aufent⸗halts, fühlt nicht den Winter, lieset, denket, und ist zufriedener, als ein Fürst in der großen Ver⸗samlung seines Hofes.

Was

Was kan eine junge Schöne den Eitelkeiten und Zerstreuungen, denen sie ausgesetzt ist, besser entgegen stellen, als eine gute Lectüre, die dem Verstande und dem Herzen eine glückliche Richtung giebt, ihre regen Neigungen der Ordnung und der Vernunft unterwirft, ihr Kentniß der Welt und des Menschen, Nahrung zur Unterhaltung eines Gesprächs, Anmuth und die Hochachtung anderer verschaft? Ein gewisser französischer Schriftsteller, den ich meinen Leserinnen nicht verrathen mag, behauptet, daß, weil eine geschmackvolle Belesenheit so viel zur Annehmlichkeit des Umganges beitrage, sich billig niemand mit einem Frauenzimmer von guter Familie verheirathen solte, die nicht wenigstens einige der besten Schriften der Nation gelesen hätte. Ob viele unsrer Schönen mit diesem Vorschlag zufrieden sein würden, kan ich nicht entscheiden. Aber es ist gewiß, daß die junge Flavia ihren Liebhaber, dem sie ihre Hand gab, mehr durch ihren von der Lectüre verschönerten Geist, als durch die Reitze ihres Geschlechts eingenommen hat. Weniger ihre Schönheit, als der laute Ruhm ihrer feinen Einsichten lockte ihn zu ihrem Umgang, und kaum hätte er sie kennen gelernet, so sähe er, daß, wenn er das glücklichste Leben führen wolte, er es nur in ihren Armen könte.

Ihre

Ihre Neigungen gegen einander flossen aus der reinesten Quelle; er liebte sie, weil sie Kentniß des Guten, und Gefühl des Schönen besaß, und sie liebte ihn, weil er sie wegen dieser Eigenschaften schätzte, und ihr selbst darin ähnlich war; selbst die Musen schienen sich mit den Liebesgöttern zu vereinigen, um ihre Liebe mit den sanftesten Banden zu verknüpfen. Was die Zeit ihren Wangen entzog, das wußte sie durch die zunehmende Schönheit ihrer Sele zu ersetzen; so verschwanden zwar einige Reitze der Jugend und der Bildung, aber ihr Geliebter empfand den Verlust eben so wenig, als sie ihn beklagte, und nach dreißig Jahren der Ehe schmecken sie eben so viel Vergnügen in ihrem Umgange, haben sie eben so viel Hochachtung, eben so viel Neigung gegen einander, als in den ersten Tagen des Frühlings, der sie verband. Die fleißige Beschäftigung mit lehrreichen Schriften, die einen Theil ihrer Erziehung ausmachte, haben sie mehr, als alle trocknen Regeln vermögen, mit der Moral, mit dem Menschen, und mit der Welt bekant gemacht; sie wußte nicht nur solche Bücher zu wählen, die sich für ihr Geschlecht und für ihre Bestimmung schickten, sondern auch das nur aus ihnen herausgelesen, was ihr zur Annehmlichkeit des Umganges, und zur Klugheit des Lebens dienen könte; und sie hat

die Vortheile einer guten Belesenheit, ohne zugleich die Fehler zu haben, worin die Damen so leicht zu verfallen pflegen. Sie kent eine Reihe von schönen Schriften, und hat sie mit Gefühl und Urtheil gelesen; aber sie verknüpft mit diesen Vorzügen zu viel Bescheidenheit, als daß sie es wagte, sich zu einer despotischen Richterin des Geschmacks aufzuwerfen, oder so eitel wäre, um in der Geselschaft zu schimmern. Ihre Kentniß, und ihr guter Geschmack, den sie sich erworben, haben sowohl in ihre Empfindungen, als in ihre Handlungen einen glücklichen Einfluß; sie erheben ihren Geist über die Tändeleien und Eitelkeiten ihres Geschlechts, machen ihr Herz zärtlicher, ihren Umgang gefälliger und unterhaltender, mischen Ordnung und Klugheit in die Besorgung ihres Hauswesens, und der Erziehung ihrer Kinder, und schaffen für den von Geschäften ermüdeten Gatten den einsamen Winterabend zu einem Frühling um. Solte eine solche Dame nicht Verdienst genug haben, um Lob und Nacheiferung bei allen Schönen zu erwecken, sich, wie sie, aus lehrreichen Schriften, zu ihrer eigenen Zufriedenheit und zum Vergnügen der Welt zu bilden?

Der Winter.

Zwanzigste Betrachtung.

Eben die Weisheit, die Regiererin der Schöpfung, die bei dem Eintrit des Winters die Kälte almählich steigen ließ, läßt sie auch nun nach und nach wieder abnehmen, und die rauhe Jahreszeit durch Stuffen sich langsam ihrem Ende wieder nähern. Die Sonne verweilet schon länger über unserm Haupt; ihre stärkeren Strahlen fangen wieder an die todte Natur almählich zum Leben zu wecken, und die Tage gewinnen einer Nacht nach der andern etwas von ihrer Länge ab. Die Schneegestöber hören auf, die Luft zu trüben, und wenn noch die Wolken zuweilen einen kurzen Regen von Flocken ausstreuen; so ist es der letzte Vorrath, den der Winter bei seinem nahen Abzug verschüttet. Die Nächte sind nur noch von

einem schwachen Froste und Reife begleitet, die der wärmere Mittag wieder verzehrt, und Südwinde und Regen befreien Erde und Meere von den eisernen Fesseln, worin die kälten Nordwinde sie gelegt hatten. Der Schnee zerschmelzt unter den mittäglichen Strahlen, wenn der Himmel in reiner Klarheit steht, und die vom Frost gehärteten Massen werden von der feuchten Witterung aufgelöset. Von Bäumen und Dächern tröpfelt der flüßige Schnee, und rinnet von den Hügeln in kleine Bäche herunter; die Wälder erheben sich in einer düstern Aussicht, und die Seiten der Berge erscheinen hin und wieder geschwärzt aus der weissen Decke hervor; die Flüsse bersten und krachen, und schwellen vom neüen Schneewasser auf, und treiben die zerrissenen Eisklumpen mit einem wilden Getöse zusammen, das die Nacht mit Schrecken fült, und die Anwohner des Ufers oft nahe von dem Verderben weckt; dann stürmen die Winde oft in die zahllosen Eisstücken, und häufen sie zu Hügeln auf, oder sie jagen auf empörten Wellen die schwimmenden Massen umher, daß sie bald sich theilen, bald fürchterlich an einander stoßen, und das leichte Fahrzeug zerschmettern, bis die beladene Fluth

ihre

ihre Last an den Ufern auswirft, und einen freien und ruhigen Lauf wieder gewint. Oft stürzen schwere Eisklampen gedrängt über einander, mit zerschlagenen Pfählen vermischt, entrissen dem wüsten Ufer, woran unaufhörlich die schäumenden Wellen unter dem Geheul der Winde schlagen, und, von einem fürchterlich wilden Geräusch begleitet, eine gräsliche Scene bilden. Lange liegen oft diese letzten Trümmer des Winters an den Seiten der aufgelöseten Flüsse; und wenn schon der Frühling die Fluren und Wälder mit einem grünen Gewande bekleidet, so erblicket das Auge noch jenseit des Stroms manches noch unbesiegte Eis in dem warmen Lichte der Sonne blitzen. So zieht der Winter mit langsamen Schritten aus unsern Gegenden, und indem er nur gezwungen seine Herrschaft niederlegt, so läßt er noch Spuren zurück, die sein Andenken einige Wochen erhalten. Der Wald zeigt manchen umgestürzten Eichenbaum oder abgerissene Aeste, das Feld manche weggespülte Saat, oder mit Kies überschwemte Wiese, und das Dorf manche umgeworfene Hütte armselig wieder aufgerichtet, und mit Pfählen gestützt. Aber dieser kleinen Verherungen, und dieser einzelnen Schaden ungeach-

tet, entweicht der Winter von uns nicht als ein Feind, sondern als ein algemeiner Wohlthäter, dessen Abzug wir nicht ohne Dankbarkeit nachsehen können. Alles bereitet sich, um seinen nahen Abschied uns anzukündigen. Ohnmächtig ist schon die Kälte der Nächte, und so oft sie es auch versucht, noch einmal die Erde zu härten, und das Wasser zu fesseln, so oft wird das vergängliche Werk des Frostes wieder von dem Strahl des nächsten Tages zerstört; die Bäche eilen von allen Seiten in die Thäler hinab, und, von Schnee enthült, heben die Berge überal die kahlen Häupter in die wärmere Luft hinauf. Das Erdreich wird locker und tief, in seine offenen Gänge senket sich mit den Feuchtigkeiten Fruchtbarkeit und Leben ein; dünnes Grün sprießt sparsam schon auf den Aeckern hervor, und meldet die Kraft der Erde zur neuen Schöpfung des Getraides. Die Nebel und Dünste, die am Morgen den Himmel bedecken, werden vom Ostwinde umhergetrieben, und zerstreuen sich in heiterer Luft, oder ergießen sich in befruchtenden Regen. So erhebt sich die Erde almählich aus ihrer Ruhe und aus den Decken des Winters; zwar noch in mancher Ver-

tiefung

tiefung mit Schnee bedeckt, ohne Schmuck und ohne Gewächse; aber bald wird die höhere Sonne, bald werden warme Regen ihren Schoos befruchten, die Gärten und Felder mit Blumen und Gras besäen, und die noch kahlen Flächen mit einem heitern Grün überziehen. Schon blicket der Erstling des Frühlings, der güldene Crokus, furchtsam unter dem Schnee hervor, und an den dürren Reisern wachsen zarte Knospen aus, aus welchen sich künftig die Belaubung des Waldes entwickeln wird. In Pflanzen, und Blumen ergießen sich neue Säfte, und die Natur arbeitet mit einer verborgenen Geschäftigkeit an der Wiederherstellung des Frühlings, ob ihn gleich noch Stürme und Hagel und von Frost schauern; de Nächte verzögern, und die Jahreszeiten einander die Regierung nicht ohne einen harten Streit abtreten. Aber alles ist Ordnung und Uebereinstimmung in der Natur; in einer weisen Anordnung wechseln die Jahreszeiten mit einander ab, und was uns Verwirrung scheinet, ist eine verschleierte Ordnung; jeder Abschnit des Jahres hat sein Maas, seine Gränzen, und seine besondern Eigenschaften, die sich zur Volkommenheit des Ganzen verbinden, und wenn er an

einem

einem Gute einen Mangel hat, so ersetzt er ihn durch die Gegenwart anderer Vortheile, und wir müssen versichert sein, daß er das, was er nicht hat, seiner Natur nach auch nicht haben kan.

Nun verschwindet, da der Winter sich den Tagen seines Abzuges nähert, auch die öde Melancholie, das Herz bereitet sich schon zu den kommenden Freuden des Frühlings vor, und seine frohen Aussichten erweitern sich mit jedem heitern Morgen. Die finstern Tage sind entflohen, und das neue Leben, das sich durch das ganze Reich der Natur verbreitet, weckt auch die Empfindungen des menschlichen Herzens wieder auf. Die Zeit, die über alles gebietet, ruft eine Scene nach der andern auf dem weiten Schauplatz der Welten hervor; alles ist Veränderung, und alle Veränderung der Dinge ist ein Schrit, den die Natur zur Volkommenheit des Ganzen thut. Wie die angenehmen Auftritte keine beständige Stellung haben, so verweilen auch die unangenehmen nicht ewig vor unsern Augen; ihre Erscheinung ist schon eine Ankündigung ihrer nahen Flucht, und eine unsichtbare Hand dränget sie oft wieder weg, wenn sie kaum

sind

sind gesehen worden. Warum vertrauen wir denn so viel, wenn alles der Veränderung unterworfen ist, und warum haben wir aus eben dem Grunde nöthig, zu seufzen? Wenn die dunkeln Tage eben sowohl, als die heitern vorübergehen, sind sie denn einer ernsthaften Klage werth? Wenn nicht einmal die Empfindung der Widerwärtigkeit so lange dauert, als die Widerwärtigkeit selbst, ist denn der Sterbliche so unglücklich, als er es glaubt, oder als die finstern Köpfe vol Nachtgedanken ihn abbilden? Und wenn die Wolken des Winters noch eine Durchsicht in heitere Tage des Frühlings verstatten, warum wagt sich denn nicht auch unser Blick durch die trüben Schicksale des Lebens in die Zeit hinaus, wo sie nicht mehr sein werden? Nur die weichliche und verzagte Sele nennet ihre Widerwärtigkeit lang; kein Uebel währet lang, weil der Mensch es nicht immer fühlt, und weil es in der unaufhörlichen Dauer seines Lebens, das ihm bestimt ist, nur eine sehr kleine Spanne einnimt. Wer kan noch die ewige Weisheit als unsre größte Wohlthäterin verkennen, die alles, was unser Leben hat, der Veränderung unterworfen, und dadurch nicht weniger für die

Verminderung unsrer Schmerzen, als für die Vergrößerung unsrer Freuden gesorgt hat?

Sehet nun, warum der Sturm und Regen, und Frost, und Schnee, die den Winter begleiteten, nöthig waren, wie ohne sie die Erde sich nicht wieder erholet, noch zur neuen Fruchtbarkeit gestärket hätte, wie sie ietzt aus allen den Auftritten, die sich auf ihrer Fläche zutrugen, mit belebten Kräften und frischen Schmucke allmählich hervorgehet. Die Zeit entwickelt die Absichten der Natur, indem sie die Vortheile ihrer Einrichtungen vor unsern Augen aufstelt; und in dem ewigen Zusammenhange, der durch die Welt herscht, sind Ursachen und Wirkungen genau in einander gekettet, und oft so sehr an einander geschlungen, daß uns erst die Folgen entdecken, warum irgend eine Begebenheit nothwendig und gut war. Wartet also nur getrost auf die Entwickelungen der Zukunft; man empfindet zu sehr die widrigen Zufälle des Lebens, wenn man sich blos auf das Gegenwärtige einschränkt; und die Folgen unsrer Schicksale gehören ihnen eben so sehr zu, als die Empfindungen, die wir von ihnen haben. Das Zukünftige keimt aus dem Gegenwärtigen, und die Uebel sind oft

blos

blos wegen ihres Ausganges nothwendig, den sie nehmen, und wegen der Wirkungen, die sie in unserm Zustande hervorbringen. Die Wolken mögen noch so finster über den Erdkreis herabhangen, so müssen sie doch endlich den Strahlen des Lichtes weichen, und nie können die Schrecknisse des Winters uns die frohe Hofnung des Frühlings rauben. Keine gegenwärtige Widerwärtigkeit ist so hart, für welche nicht in der Zukunft ein sanfter Trost vorhanden wäre, von welcher nicht in der Ferne das Ende, und nächst diesem eine vortheilhafte Folge gesehen würde. Nicht immer hängt ein verbergender Vorhang vor den Absichten und Nutzen der menschlichen Schicksale; die Zukunft ziehet ihn auf, und indem wir einige Vortheile aus den widrigen Zufällen genießen, so erkennen wir auch einen Theil des Plans, den eine wohlthätige Weisheit für unsre Glückseligkeit entwarf. Alsdenn, wenn die Zukunft uns die Augen eröfnet, die unter dem Uebel von Thränen trübe waren, wenn die Widerwärtigkeit in Glück, und der Schmerz in Freude übergeht, wenn der Endzweck unsers Leidens, und ihre vortheilhaftigen Folgen sich vor uns enthüllen; alsdenn schämt sich der Weise seiner Ur-

 theile.

theile, die er zu blind von der Vorsehung fälte, und der Ungedultige und Schwache seiner Klagen. Alsdenn sieht der Vertriebene, daß nur die Entfernung seine Verdienste werth, geschätzt, und gesucht machen konte; der Verfolgte, daß nur die Bosheit seinen Ruhm ausbreiten und seine Standhaftigkeit veredeln konte; der verlassene Waise, daß er durch das Mitleiden anderer in ein besseres Glück versetzet worden, als es durch die Vorsorge der Eltern geschehen wäre; der Kranke, daß er sich nicht auf so ein unbeständiges Gut, als die Gesundheit ist, verlassen durfte, daß empfundene Widerwärtigkeit die beste Lehrerin der Barmherzigkeit mit Elenden sei; der gefallene Minister, daß nicht ein glänzender Standort, sondern stille Tugend und Ruhe des Herzens glücklich mache. Alsdenn erheitern die Sele ganz andere Kentnisse, und sie erstaunet, sie nicht aus der Ueberlegung, sondern erst aus der Erfahrung gelernet zu haben; ihre neuen Einsichten erwecken ein desto lebhafteres Vergnügen, je unerwarteter sie sind, und je größer das Glück ist, worin sie sich auf einmal versetzt sieht. So schwebt eine verzagte Familie auf dem Meere umher; sie glaubt von Stürmen weit verschlagen

zu

zu sein, weil ein dunkles Ungewitter den Himmel umhült, und kein Blick das gewünschte Ufer erreichen kan; mit jeder Nacht vermehren sich ihre Klagen, worin sich das Geräusche der Wellen und das Geheul der Winde mischen; Blässe auf dem Gesichte, Furcht in der Sele, und Seufzen im Munde, irret sie auf den schwachen Brettern umher, und selbst die Hofnung scheint sie zu verlassen, bis sie auf einmal bei dem Anbruch eines heitern Morgens sich an dem Ufer erblickt, erstaunt, und sich freut, und es dem Sturme dankt, daß er sie mit einer so glücklichen Geschwindigkeit in ihre Heimat gebracht. Nicht eher solte der so verwegene Mensch von der Widerwärtigkeit urtheilen, als bis sie überstanden ist; die gegenwärtige Empfindung ist allemal eine unbillige Richterin, und die Uebel haben einen so mannichfaltigen Ausgang, und oft so versteckte Absichten, daß es, ehe man beides sieht, eine eben so große Thorheit ist, zu zagen, als zu tadeln.

Nur noch auf eine kurze Zeit Geduld, ihr Unglücklichen, die ihr die widrigen Schicksale des Lebens fühlt! Die rauhen Winterstürme haben schon von ihrer Wuth nachgelassen; der Frühling

wird

wird bald andere Scenen aufstellen; eure Blicke werden heitere Aussichten in die Vortheile eurer Widerwärtigkeiten gewinnen, und auf dem Gesichte, auf welchem noch die Thräne des Kummers nicht verwischt ist, wird sich ein ruhiges Lächeln ausbreiten.

Gleich den Jahreszeiten wechseln die Abschnitte unsers Lebens, und gleichwie der unfruchtbare Winter ohne den Segen des Sommers, der vor ihm hergieng, neue Unbequemlichkeiten würde gehabt haben, so ist auch das hohe Alter elend, das keine Früchte aus der Jugend zu genießen hat. Wer solte nicht die weise Natur nachahmen, die uns so viele Regeln der Ordnung und Klugheit zu dem sitlichen Leben anbietet? Wie sehr hat sie nicht die Unfruchtbarkeit und Rauhigkeit des Winters durch die glücklichen Beziehungen, welche die andern mit ihm verbundene Jahreszeiten auf ihn hatten, zu mindern gewußt? Lasset uns klug genug sein, den Winter unsers Lebens für uns glücklich zu machen. Nicht blos Schätze und Reichthümer, mit der Mühe der Jugend gesamlet, können uns ein ruhiges Alter versichern. Zwar Bequemlichkeit, und Unterstützung in der Schwachheit; aber nichts, das

den

den Frieden der Sele gäbe. Die Güter des Geistes sind für die letzten Jahre eben so unentbehrlich, als die Güter des Körpers; und Mäßigkeit und Weisheit die vornehmsten Tugenden, die das Alter zufrieden machen können. Unser Glück beruhet nicht auf einer einzelnen Volkommenheit. Unsrer Bedürfnisse sind viel, und sie alle wollen befriediget sein. Was ist Wohlstand und Reichthum bei der Unwissenheit, und bei den Leidenschaften, die die Sele beunruhigen? Und wie viel vermißt nicht noch der aufgeklärteste Geist bei dem Mangel äußerer Güter, bei Armut und einer zerfallenen Gesundheit? Der Plan zur Glückseligkeit, im Alter entworfen, sei also nicht in gar zu enge Gränzen eingeschränkt; die wahre Klugheit übersiehet alles, sie begnügt sich nicht mit einfachen Vortheilen, die noch immer einige Bedürfnisse unbefriedigt, und dem Herzen einen Theil seiner Unruhe lassen, sie verbindet mannichfaltige Mittel zu mannichfaltigen Absichten, und bildet ein zusammenhangendes Ganze, dem nichts fehlt, als was ihm wegen der nothwendigen Einschränkungen der menschlichen Natur fehlen muß. Es sei die Sorge der weisen Jugend, sich noch die Stärke der Gesundheit im

Alter zu versichern, eine Stärke, die durch keine Wollüste geschwächt worden, und die nur eine natürliche Abnahme durch den Fortlauf der Jahre, und durch Arbeiten gelitten, weil die Kräfte des Menschen eben sowohl durch sich selbst almählich sich wieder mindern, als sie nach und nach zunehmen. Welches Glück, noch im Winter des Lebens eine gewisse Stärke des Leibes zu besitzen, und bei erbleichten Haaren und gerunzelten Händen noch vol Munterkeit und Muth zu blühen! Und welcher Trost, und welcher Ruhm, sich mit einem heitern Geist in die Jahre der Jugend zurückdenken zu können, und in ihnen den Grund der Kräfte im Alter zu sehen! Ach! zu vielen Schwachheiten sind die letzten Täge der Sterblichen unterworfen, zu gewöhnlich sind alsdenn die Anfälle von Krankheiten, die Bestürmungen von Kummer und Sorgen, und zu fruchtlos alle Wünsche und Bemühungen um Stärke und Muth, als daß der Mensch nicht schon lange vorher eine kluge Aufmerksamkeit auf diese Zeit anwenden solte. Wenn einmal der Winter des Lebens über uns herscht; so ist keine Hofnung mehr zu einem andern Frühling, als zu dem, der jenseit des Grabes blühet. Wir wandeln beständig

unter

unter den letzten Finsternissen der Jahre, ohne auf der Erde noch eine heitere Aussicht zu gewinnen, eine traurige Melancholie begleitet uns den Weg des Lebens hinab, und allein unsern Schwachheiten überlassen, wider welche die Natur und die ganze erfindsame Kunst keine Stütze hat, treibt uns der Sturm vor den Augen der Welt weg. Noch glücklicher ist der, der bei den Anfällen des Alters außer der Stärke des Körpers auch Stärke der Sele hat. Wie leicht sinkt nicht der Mensch unter den Uebeln, wenn er von seinem Geiste keine Hülfe erwarten kan, und wie ohnmächtig liegt er nicht unter Schwachheiten und Krankheiten, selbst bei Reichthum und Kunst, und Verpflegung, wenn er bei sich selbst keinen Trost und keinen Muth findet? Wenig tragen die äußeren Vorzüge, Vermögen, Bequemlichkeit und Freundschaft zu unsrer Unterstützung unter den letzten Zufällen des Lebens bei; wir müssen uns selbst die beste Hülfe sein können. Eigene Stärke flößet mehr Muth und Zufriedenheit ein, als alle Hofnung auf fremden Beistand. Aber woher diese Stärke der Sele anders, als aus der Fertigkeit in richtigen Urtheilen, und aus der Herschaft über die Leidenschaften? Stark sein, heißt

einen mänlichen Verstand besitzen, und Herr seiner Neigungen sein, die Begierden unter den Gesetzen der Vernunft zähmen, und nichts wollen, als was gut und gerecht ist. Diese Stärke überwindet alle Zufälle und Schwachheiten des Alters, macht den Menschen muthig, auch wenn er dem Uebel keine äußere Hülfe entgegen zu setzen hat, und läßt ihn unter dem rauhesten Winter des Lebens noch eine sanfte Heiterkeit empfinden. Wie bewafnet ist nicht eine starke Sele, die unter der Regierung einer richtigen Vernunft steht, die das Uebel nicht nach den ersten sinlichen Eindrücken, sondern nach seiner Natur und nach seinen Absichten beurtheilt, die bei dem, worüber andere klagen, sich in stiller Gelassenheit erhält, und die Widerwärtigkeit zu einer Quelle eines frommen Vergnügens macht, die jeden Zufal anlächeln kan, und selbst bei den letzten Schwachheiten der Natur sich in einer unveränderlichen Weisheit und Standhaftigkeit zeigt? Rechnet noch hiezu einen durch die Wissenschaften aufgeklärten Geist, der sich in der Einsamkeit zu unterhalten und in sich selbst zu vergnügen weiß; wie kan alsdenn noch der Winter unsers Lebens beschwerlich sein? Für seine widrigen Zu-

fälle

fälle ist die starke Sele; für das Oede der geschäftlosen Tage der wohlgebildete Geist. Welche stille Unterhaltungen kan nicht der von dem Joch der Geschäfte erlösete Greis in seinen leeren Stunden aus den Wissenschaften blos durch Hülfe des Nachdenkens nehmen, und dadurch die melancholische Einsamkeit, die dem Alter oft so unerträglich zu sein pflegt, beleben? Und wie nützlich verfließen ihm nicht noch seine abnehmenden Tage, indem er sich in die anmuthigen Gefilde der Künste und Wissenschaften, in die Geschichte der Vorwelt, und die, die er erlebt hat, in die Geselschaften der Menschen, mit welchen er vormals Umgang hatte, und in die Schriften, wodurch er sich unterrichtete, zurückdenkt, und sich bald einer weisen Lehre, bald eines stärkenden Trostes erinnert? Seid aufmerksam, ihr Jünglinge, auf dieses Glück, das ihr eurem Alter geben könt, und habt Liebe genug zu euch, um für eure letzten Jahre zu sorgen. Bald ist er dahin, der kurze Frühling des Lebens; der Sommer erscheint, und verschwindet; der Herbst ist oft schon ein Winter, und auf diesen, der euch schnel genug übereilen wird, kehret kein Lenz zurück. Wie leer wird nicht euer Winter sein,

wenn ihr nicht Früchte für ihn samlet? Jetzt ist die Zeit der Arbeit; einst kommen die Jahre der Ruhe. Aber diese sind auch die Jahre des Mangels und der Schwachheiten. Wer wolte nicht klug genug sein, um auf Vorrath und Stärke zu denken, auf die Stärke der Sele, die weit dauerhafter ist, als die, welche die beste Sorgfalt dem menschlichen Körper geben kan? Hier versamle ich alle meine Leser in Gedanken vor mir, stelle mir schon einige in einem glücklichen Winter ihres Lebens vor, sehe andere sich ihm nähern, und wünsche zu der Anmut dieses Bildes noch die Wahrheit.

Der Winter.

Ein und Zwanzigste Betrachtung.

„Die Fesseln des strengen Winters lösen sich bei der frohen Zurückkunft des Frühlings und des Westwindes auf, und die am Ufer gelegenen Schiffe laufen wieder in die offene See; nicht mehr freuen sich die Heerden, in den Ställen zu stehen, noch der Landman, den der Pflug ruft, am Feuer zu sitzen; nicht mehr schimmern die Wiesen von der Weisse des nächtlichen Reifes.„ Sie ist wieder da, die schöne Zeit, von welcher Horaz dies Gemählde machte, und seine Freunde zum neuen Vergnügen rief. Sehet, wie die He ken und Fruchtbäume Knospen treiben, wie die zarten Pflanzen aus dem Schooße des warmen Erdreiches hervor-

sprießen, wie die aufgelaufene Saat die braunen Flächen mit einem frechen Grün kleidet. Der Landman singt hinter seinem Pfluge, siehet neben sich schon ein besäetes Feld grünen, und über ihn wirbelt die Lerche ihre ersten Lieder, womit sie den jungen Frühling begrüßt. Nicht weit von ihm treibt der Hirt seine welligte Heerde der frischen Weide entgegen; junge Lämmer, so weiß wie die kleinen zerstreuten Wolken am Himmel, irren den Müttern nach, fordern mit zartem Geblöck die Nahrung der Milch, versuchen dann die ersten Sprünge, Freiheit und Wärme der Sonne belebt das gute Geschlecht, und mit einem freudigen Lerm drängt es zu den grasigten Hügeln sich hin. Die Gärten schmücken sich mit Veilchen und Märzblumen; verschlossene Blätter der Tulpen keimen auf den Beeten hervor, und manche andere Familie der Flora meldet ihre Geburt in einem zarten aufsprießenden Grün. Die Gewächshäuser eröfnen sich, und vertrauen ihre Pflanzen wieder der lauen Luft an; und der geschäftige Gärtner streuet Samen für die Belustigungen des Auges, und für die Bedürfnisse der Küche in die Erde, beschneidet en wilden Auswuchs der Bäume, reiniget

Gänge

Gänge, Statüen, und Lusthäuser von dem Schmutz des Winters, und bereitet alle Reviere zum anständigen Empfang des Frühlings und der Freude. Wie frei und wie angenehm rauschen nicht die Springbrunnen wieder? Wie sanft gleiten nicht die Bäche wieder mit leiser Flüth dahin, nicht mehr empört vom ungestümen Regenwasser? Wie fröhlich tönt nicht das mannichfaltige Zwitschern der Vögel, womit sie sich zu neuen Liedern üben, durch die Hecken, und welches zärtliche Locken, und welches ungeduldige Seufzen, ehe sich die verliebten Paare wieder finden, und welche melodische Freude, und welche Emsigkeit, womit sie sich vereinigen, ihre sommerlichen Wohnungen wieder zu bauen? Wie entzückend ist nicht die Heiterkeit des Himmels, der sein Antlitz wieder in den hellen Bächen spiegelt, und wie lau umschleichen nicht die Lüfte wieder die röthern Wangen der Schönen?

Empfangen sie wieder ihren zärtlichen Freund, gefühlvolle Schönen, empfangen sie nun den kommenden Frühling mit heiterer Stirne, und mit offener Brust, von duftenden Veilchen geschmückt. Lassen sie jeden verdrüßlichen Gedanken auf den Flügeln des letzten Wintersturms

 entflie-

entfliehen, und jede melancholische Empfindung gleich dem Schnee, den die wärmere Sonne vertilgt, zerschmelzen. Die Tage der Freude und der Zärtlichkeit sind zurückgekommen, und das empfindende Herz zerfließt wieder in dem sanften Gefühl der reinen Wollust, die immer aus der Verjüngung der Natur entspringt. Die laue Luft vol melodischer Lieder, das angenehme Murmeln der Bäche, der aufgrünende Garten, und die von ländlichen Arbeiten belebte Landschaft, alles locket Vergnügen ins Herz, und alle Lebensgeister erneuern sich wieder. Jeder Tag wird sanfter, und jede Morgenröthe zeigt uns das Land in einer schöneren Gestalt. Wie lieblich ist nicht das junge Laub, das aus den Knospen sich entwickelt? Und welche reizende Aussichten, und welche frohe Erwartungen giebt uns nicht jeder Morgen? Warum, schöne Amalia, verzögern Sie noch in den duftigen Zimmern? Doch ich sehe Sie schon in Ihren Garten eilen. Die Blumen drängen sich aus der Erde Ihrem zärtlichen Auge entgegen, unter Ihren Füßen sprießet das Gras geschwinder hervor, alle Lerchen steigen bei Ihrer Ankunft in die Lüfte, und singen den Wolken vor, daß Amalia und der Frühling blühen,

hen, und alle Liebesgötter sind beschäftigt, Ihnen aus den Händen der Flora die ersten Geschenke zu bringen. Verschönern Sie nun die Natur, reitzende Amalia, und beleben Sie wieder den Garten, den ohne Sie der Lenz nur nachläßig schmückt. Die Zephirs bereiten sich schon, Ihnen süße Düfte entgegen zu säuseln, Ihrem sanften Busen zu schmeicheln, oder ihn mit kleinen wankenden Schatten vom Blumenstraus zu bestreuen, oder ein schalkhaftes Spiel mit Ihrem leichtern Gewande zu erneuern; alle Springbrunnen steigen mit helleren Wirbeln und mit einem holdern Geräusche, wenn Sie erscheinen, und alle Statüen fangen an sich zu beleben; in den marmornen Zügen der Göttin der Liebe bildet sich eine süße Freundlichkeit, wenn Sie sich ihr nähern, und der fürchterliche Herkules scheint seine drohende Miene zu verlieren, so oft Sie neben ihm vorbeigehen. O! wie entzückend lächelt nicht da die ganze verjüngte Natur, wo Sie sich sehen lassen, wie fühlt nicht alles neues Leben und Freude, und mit welchen geheimen Zauberungen wissen Sie nicht den schönen Frühling noch schöner zu machen? Bald werden die Wälder um Sie her im vollen Laube ste-

hen, gewölbt zur angenehmen Dunkelheit, und und mit verschiedenem Grün umkrönt werden die Häupter der Eichen und Buchen, und Tannen hervorragen. Bald werden sich die Berge, mit Gras und Gebüschen bekleidet, den Wolken entgegen heben, belebt vom Geblöcke der Heerden, und von den Liedern der Vögel, und nahe daran wird das kleine wollüstige Thal im stillen Schmuck der Kräuter und bunten Blumen liegen. Dann wird die weite Landschaft von tausend reitzenden Scenen erfült, hier vom Lichte des Himmels erheitert, dort von sanften Schatten überschleiert, dem Auge in der ganzen Schönheit der Natur entgegen lachen. Dann wird Ihr Garten, dieser kleine Schauplatz der Reitze, die uns Arkadien in den Bildern der Dichter hinterließ, dieser geliebte Aufenthalt der Ruhe und des Entzückens, Sie in seine Lauben aufnehmen, und Ihnen die süßesten Empfindungen gewähren, die nur eine so fühlende und edle Sele, als die Ihrige ist, schmecken kan. Dann sitzen Sie oft, besucht von Zephiren, die Ihnen den Duft der Rosen entgegen athmen, unter den grünen Schatten des Laubes, das sich über Ihr Haupt wölbt, bei den Melodien der Nachtigal, die Sie in eine

stille

stille Zärtlichkeit singt, bei dem Gemurmel eines nahen Wasserfals, das eine süße Schwermuth einflößt; da sitzen Sie dann, und überlassen sich Vergnügungen, die Könige nicht kennen, und irren mit entzückten Blicken bald auf den tausendfarbigten Blumenbeeten umher, bald in die dämmenden Alleen hinauf, von manchem Götterbilde des Alterthums ehrwürdig, oder in die offene Landschaft, verschönert vom Abendglanze, dahin, wo das abnehmende Licht des Tages in der Dunkelheit des entfernten Waldes zerfließt. Welche Tage der Wollust warten nicht auf Sie, und wie oft wird nicht die entweichende Sonne, indem sie die belaubten Hecken Ihres Gartens mit güldenem Feuer durchgießt, Sie unter den ländlichen Entzückungen der Natur lächeln sehen? Welche süße Unterhaltungen über die Schönheiten des Landes werden Sie nicht wieder in Ihrer glücklichen Einsamkeit finden, und im Hagedorn, Kleist, Gleim und Uz, die Ihre beste Gesellschaft auf dem Sommerhause sind; und in welcher frohen Feier wird Ihnen nicht ein angenehmer Monath nach dem andern entweichen?

So entfliehen die Jahreszeiten, schöne Amalia, und glücklich ist der, der, wie Sie, in jeder ein neues Vergnügen zu finden weiß. Und was ist darzu mehr nöthig, als ein wohlgebildeter Geist, und ein Herz, das ruhig ist, und sich leicht sanften Empfindungen eröfnet? Diese glücklichen Eigenschaften gab Ihnen die gütige Natur, und Sie selbst verstanden die Kunst, sie durch Aufmerksamkeit und durch Liebe zu einem weisen Unterrichte zu entwickeln. Ihnen stelt die Natur keine Scene auf, die Sie nicht von einer angenehmen Seite zu betrachten wüßten; und Sie kennen den fruchtbaren Grundsatz, der das Glück unsers Lebens ausmacht, daß nichts da ist, was nicht auf unser Vergnügen eine Beziehung hätte, daß selbst unsre Tage auf Erden nur Freude sein sollen, und daß es nur auf uns ankomt, sie aufzusuchen. Wie hätte Ihnen denn der Winter nur rauh und öde sein, und wie hätten Sie die geheimen Quellen seiner Anmut verkennen können? Wie sehr müssen Ihnen nicht die angenehmen Jahreszeiten neue Vergnügungen gewähren, die nicht der blöde Haufen, sondern nur ein Herz, das weise und edel denkt, ein Herz, das schöner Empfindungen gewohnt ist, die

nur Amaliens Herz kent? Ihnen lächelt die ganze Natur weit mehr, als den finstern Köpfen, die über den Gelehrten den Menschen vergessen; Ihnen lächelt sie so reizend, wie dem jungen Dichter, der sich in entzückenden Bildern verliert; für Sie ist die verjüngte Schöpfung das, was sie sein sol, ein Schauplatz der reinesten Freude. Ihnen erhöht Ihr feiner Geschmack, Ihr edel genährter Geist, Ihre zu frohen Empfindungen sich bald begeisternde Sele, die Schönheit des Frühlings; die Thäler blühen Ihnen lieblicher, die Blumen duften süßer, und der Garten und das Land umher nehmen eine frischere Gestalt an.

Köm denn, götlicher Frühling, kom nun in unsere Gefilde zurück, und gib ganz der Natur ihr Leben wieder. Breite die ganze Pracht der Blumen in unsern Gärten aus, schmücke die Flächen mit einem fruchtbaren Grün, und fülle die Wälder mit der angenehmen Nacht ihres Laubes. Die ganze Natur frolockt bei deiner entzückenden Zurückkunft; die Nachtigal erneuert im Thale ihre Melodien, und die Heerde auf dem Berge ihr Gebrül; der Knabe tändelt und hüpft muthwillig

willig im Grase herum, der Greis trägt seine welken Glieder in die Wärme der Sonne, und der Kranke hebt sein mattes Haupt wieder empor; das junge Mädchen singt dir und der Liebe ein Lied, indem sie Kränze von Veilchen windet, und ihr glücklicher Schäfer bläset dem Wiederhalle, und von Hügel zu Hügel erschalt aus den Hörnern der Hirten dein Lob. Dir, siegreicher Erstling der Jahreszeiten, dir huldigen die stolzen Spröden, und lernen in schattigten Lauben und in düftenden Alleen, geschmeichelt vom West, und sanft bestrahlt vom Abendschimmer, stille Sehnsucht und süße Zärtlichkeit empfinden; dir huldigen die mürrischen Matronen, vergessen auf die Welt zu schmählen, und nehmen Freundlichkeit in die alten Runzeln ein. Kom denn, götlicher Frühling, kom, und gib ganz der Natur ihr Leben wieder. Mache die Erde wieder vol Freude und Segen, mildere die rauhen Naturen der Menschen, und lehre sie, sich sanften Empfindungen zu übergeben. Alle Gärten und alle Sommerhäuser eröfnen sich dir, und Höfe und Städte bereiten sich, dich in dem stillen Schooße des Landlebens zu empfangen. Führe, Liebling der Musen, führe

sie

sie in dem Gefolge der Grazien zu den Landhäusern hin; schmücke die sommerlichen Wohnungen auch mit den Schriften der Dichter, wie du sie mit frischen Blumen, mit Laub und Schatten schmückst; und verbreite überal die glückliche Erfahrung, daß die Natur, und Weisheit und Ruhe des Herzens genung sind, um bei allem Wechsel der Jahreszeiten ein heiteres Vergnügen zu athmen.

Druckfehler.

Man beliebe zu lesen:

Seite 44. Z. 13. Gewölbe für Gewölke.
S. 83. Z. 5. Flecken für Flocken.
S. 119. Z. 13. Dienstfertigkeit für Dienstbarkeit.
S. 152. Z. 2. die für ihre.
S. 173. Z. 1. Tanz für Tag.
; ; ; Z. 26. so ist für sonst.
S. 187. Z. 12. mahlt für macht.
S. 252. Z. 9. weiß für wisse.
S. 253. Z. 14. unangenehme für angenehme.
S. 289. Z. 13. Einen für Eine.
S. 306. Z. 19. vor für von.

XXX XI. 88

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hirschfeld, Christian Cay Lorenz, / Stock, Johann Michael, / Hilscher, Christian Gottlob,

Der Winter

Leipzig 1769

Ph.pr. 641
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10040857-3
VD18 1113156